Aus
Luxemburgs Vergangenheit
und Gegenwart.

Historisch-politische Studien

von

Jan van der Eltz.

Trier.
Verlag der Fr. Lintz'schen Buchhandlung.
1891.

Fr. Lintz'sche Buchdruckerei in Trier.

Motto:

„Das luxemburger Volk, wie seine Sprache, ist durchaus deutsch.“

P. Klein.

Vorwort.

Als ich bei Gelegenheit der ersten Regentschaft des Herzogs von Nassau eine Broschüre veröffentlichte, die als Titel trug: „**Deutschtum und Franzosentum in Luxemburg seit den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage**“, da glaubte ich nicht, daß ich damit bei den Luxemburgern auf einen so heftigen Widerstand stoßen würde.

Man warf mir in allen Tonarten der Entrüstung und des Ärgers vor, ich sei „deutsch gesinnt“, — wie wenn das ein Verbrechen wäre! Ich verhielt mich gleichgültig den böswilligen Auslassungen der luxemburger Presse gegenüber und ich beschränkte mich darauf, in der „Trierischen Zeitung“ in einer längeren Abhandlung: „Was ist Luxemburgertum?“ meine These aufs Neue zu verteidigen, wobei ich mehrere meiner Ansichten, so besonders inbezug auf den Gebrauch der Sprache in Luxemburg deutlicher auseinandersetzte und mehrere Einwendungen, die man gegen meine Broschüre vorgebracht hatte, zurückwies.

Diese Abhandlung war wohl nur wenigen bekannt geworden und auch meine Broschüre war nicht in den deutschen Buchhandel gekommen. Da aber vielfach der Wunsch nach einem unparteiischen Werke über die früheren

und jetzigen Verhältnisse Luxemburgs zu Deutschland und Frankreich ausgedrückt wurde, so glaubte ich diesem Verlangen nachkommen zu müssen, indem ich meine frühere Broschüre vollständig umarbeitete und bedeutend vermehrte.

Dieses neue Werk habe ich in zwei Teile eingeteilt: der erste Teil behandelt in großen Zügen die Vergangenheit Luxemburgs, wobei jedoch besonders die Ereignisse der letzten Jahre berücksichtigt wurden; der zweite Teil ist der Gegenwart gewidmet und bespricht Land und Leute in Luxemburg, sowie alles was sich daran anschließt, d. h. alles was für einen Deutschen von Interesse sein kann.

So ist aus der früheren Broschüre ein eigenes Werk geworden, dem hoffentlich niemand mehr den Mangel an Unparteilichkeit vorwerfen wird.

Um Mißverständnisse zu vermeiden, sehe ich mich veranlaßt, hier zu bemerken, daß das Manuskript dieses Werkes bereits fertiggestellt war, ehe der Tod Wilhelms III. eintrat. Durch verschiedene Umstände wurde jedoch die Drucklegung des Werkes verzögert, und dadurch war es mir ermöglicht, noch die zweite Regentschaft und die Thronbesteigung des Herzogs von Nassau als Großherzog von Luxemburg mit in den Kreis meiner Besprechung zu ziehen.

Beim Lesen des Werkes (speziell der Einleitung) möge man von vorstehender Thatsache Rechnung tragen, da das Werk noch 1890 erscheinen sollte. Im Übrigen brauche ich wohl nicht zu bemerken, daß ich nach wie vor alle in dieser Schrift ausgesprochenen Ansichten aufrechthalte; die Ereignisse der letzten Zeit waren nämlich keineswegs dazu angethan, dieselben zu modifizieren.

Was ich früher über die Grundsätze, die mich beim Studium luxemburger Verhältnisse leiteten, bemerkt habe,

kann ich bei diesem Werke mit vollerem Rechte wiederholen: Ich hatte immer die Wahrheit vor Augen, nur Wahrheit! Ich habe sie überall hergeholt, wo ich sie nur fand und oft verzichtete ich auf Selbständigkeit der Wahrheit zu lieb.

Was sollte ich daher sehnlicher wünschen, als daß dieses Werk bei dem deutschen Publikum, für welches es speciell bestimmt ist, eine wohlwollende Aufnahme finden möge?

Luxemburg, im Dezember 1890.

Der Verfasser.

Inhalts-Übersicht.

Erster Teil.

Das luxemburger Land in seinen historischen Beziehungen zu Deutschland und zu Frankreich.

Zweiter Teil.

Land und Leute in Luxemburg.

Erster Teil.

Das Luxemburger Land

in seinen historischen Beziehungen zu Deutschland und zu Frankreich.

I.

Einleitung.

An der Westmark des deutschen Reiches liegt ein kleines, weltvergessenes Ländchen, dessen Bewohner deutsch sind, grund- und kerndeutsch, wie die herbe, urwüchsige Sprache, die sie reden. Dieser Winkel deutscher Erde ist das Luxemburger Land, das früher eine Grafschaft und ein Herzogtum bildete, jetzt aber als Großherzogtum nur mehr den vierten Teil seiner früheren Ausdehnung hat. Nicht immer war das Ländchen so verkannt wie heute, denn im Mittelalter schenkte es dem deutschen Reiche mehrere Kaiser, es gab Böhmen Könige und auch in Frankreich wurde der Name Luxemburg durch eine Herzogsfamilie, die Frankreich Marschälle und andere hervorragende Männer schenkte, berühmt.

In der neueren Zeit jedoch hat Luxemburg seinen alten Glanz und seine frühere Bedeutung eingebüßt. Besonders seitdem die Hauptstadt des Landes keine Festung mehr ist, wird Luxemburg fast nicht mehr beachtet. Klein wie es ist, hatte es nie das Glück, ein Gegenstand ungeteilten Interesses der europäischen Politik

zu sein, und nur von Zeit zu Zeit würdigten die Staatenlenker dasselbe eines herablassenden Blickes. Als im April 1889 der Herzog von Nassau als Regent nach Luxemburg kam, da lenkte wieder die ganze Welt ihre Blicke nach dem kleinen Erdenwinkel, und der greise Regent mag wohl mit nicht wenig Stolz sich dieser Blicke gefreut haben. Diese Freude dauerte jedoch nicht lange. Es überraschte die Franzosen und auch viele Deutschen gar sehr, daß der Herzog von Nassau sich in so kurzer Zeit bei vielen Luxemburgern beliebt machte. Und doch ist diese Erscheinung eine ganz erklärliche. Luxemburg ist allerdings zum großen Teil antideutsch gesinnt, aber der Herzog von Nassau glaubte sich den „us et coutumes“ der Luxemburger anschmiegen zu müssen, und dadurch, daß er den Schein annahm, als hege er dieselben Gesinnungen, wie ein großer Teil der Luxemburger, hat er den ungeteilten Beifall dieses Teiles der Bevölkerung gefunden.

Welches sind nun aber diese Gesinnungen?

Man wird mir antworten: Es sind dieselben, welche die Luxemburger tausendmal aussprachen in dem bekannten Verse: „mir welle bleiwen wat mer sin“ und welchen der Herzog von Nassau ihnen nachgeredet hat. Gegen diesen Vers könnte man an und für sich nichts einwenden, wenn nicht noch öfter die Variante: „mir welle jo keng Preise gin“ gesungen worden wäre. Die meisten Luxemburger bezeichnen nämlich alle Deutschen mit dem Worte „Preisen“ (Preußen) und dieses Wort ist in ihren Augen ein Schimpfwort.

Doch die Luxemburger haben bei derselben Gelegenheit ihre wirklichen Gesinnungen noch auf einem andern Wege offenbart. Kurz nach der Ankunft des Herzogs von Nassau in Luxemburg veröffentlichte ich eine Broschüre

unter dem Titel: „Deutschtum und Franzosentum in Luxemburg seit den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage." In dieser Schrift besprach ich die Gesinnungen der Luxemburger und trat für das Deutschtum derselben ein. Dieses mißfiel den Luxemburgern, und mehrere Zeitungen der Hauptstadt fanden darin eine Veranlassung, um aufs neue recht weidlich über Deutschland zu schimpfen. Die Luxemburger „Freie Presse" fiel über jene Schrift her und bezeichnete dieselbe als eine „preußische Broschüre", als eine „Schandbroschüre, die aus der Feder eines Politikers aus der Zeit Hassenpflugs stamme". Und bald darauf schrieb sie: „Hoffentlich wird ein Luxemburger sich finden, welcher in einer nicht anonymen Broschüre unter dem Titel „Luxemburgertum" dem hiesigen Verfasser der betreffenden Schrift den Text nach Luxemburger Art lesen wird." Eine (übrigens anonyme) Antwort auf die Schrift „Deutschtum und Franzosentum" ist nun allerdings als Separatabdruck eines Artikels der „Freien Presse" erschienen, doch wäre es sicher nicht der Mühe wert gewesen, dieselbe zu erwähnen, wenn darin nicht eben dieselben Ansichten ausgesprochen wären, welche noch immer bei vielen, ich möchte fast sagen, bei den meisten Luxemburgern herrschen. Aus all dem Gefasel, welches die Luxemburger Zeitungen bei jener Veranlassung gegen die deutschen Zeitungen und gegen das deutsche Reich geführt haben, und aus der Art und Weise, wie sie noch jetzt immer ihre Gesinnungen an den Tag legen, geht unzweideutig hervor, was die Luxemburger unter „Luxemburgertum" verstehen. Es ist daher sicher eine zeitgemäße und interessante Aufgabe, die Gesinnungen der Luxemburger kritisch, doch unparteiisch zu beleuchten. Dieses ist jedoch nur dann möglich, wenn man die Beziehungen, in welchen das Luxemburger Land im Laufe

der Jahrhunderte zu Deutschland und Frankreich stand, genau studiert hat. Das soll daher der Gegenstand des ersten Teiles dieser Studien sein. Ich will zuerst auf die Abstammung der Luxemburger hinweisen, und dann die Beziehungen besprechen, welche Luxemburg im Laufe der Zeiten zu Deutschland und zu Frankreich hatte, um den Einfluß zu untersuchen, welchen diese beiden mächtigen Nachbarländer auf Luxemburg ausgeübt haben.

Zuvor sei es mir jedoch gestattet, noch einige Bemerkungen zu meiner Rechtfertigung zu machen. Man bezeichnete „Deutschtum und Franzosentum" als eine „preußische Broschüre", weil, wie man sagte, deutsche Tendenzen darin ausgesprochen seien. Die „Indépendance luxembourgeoise" sprach bei derselben Gelegenheit von einer Verschwörung (complot), welche die deutschen Zeitungen gegen die Luxemburger geschlossen hätten, sie sprach von einem „mot d'ordre", das die „offiziöse Presse" und die deutschfreundlichen Luxemburger vor der Ankunft des Herzogs von Nassau von Berlin aus erhalten hätten, um die Luxemburger durch Wort und Schrift auf einen Aufgang des Landes ins deutsche Reich vorzubereiten, und unzählige andere Absurditäten konnte man fortwährend in den Luxemburger Zeitungen lesen. Es lohnt sich natürlich nicht, näher auf solchen Unsinn einzugehen.

Man warf mir vor, ich sei „bereit, die Luxemburger zu verkaufen". Diesen Vorwurf konnte ich nicht anhören, ohne zu lächeln; zugleich aber war ich entrüstet über eine solche Albernheit. Liegt denn das Schicksal Luxemburgs in meiner Hand? Und wenn ich übrigens eine Stimme (oder mehr als eine Stimme — denn als Luxemburger habe ich doch immerhin das Recht, meine Meinung auszusprechen —) abzugeben hätte, wer könnte dann behaupten, daß ich das Unglück Luxemburgs wollte? Habe

ich nicht zur Genüge gezeigt, daß mir mein Vaterland mehr als jedem anderen Luxemburger teuer ist?

Die Bezeichnung „Schandbroschüre, die aus der Feder eines Politikers aus der Zeit Hassenpflugs stammt“ ist eine Anspielung auf den Abgeordneten Herrn Paul von Scherff. Gleich nach Erscheinen von „Deutschtum und Franzosentum“ bezeichnete nämlich die öffentliche Meinung Herrn von Scherff als den Verfasser dieser Schrift. Trotz des öffentlichen Dementis dieses ehrenwerten Deputierten behauptete man noch immer, er sei der Urheber jenes „unwürdigen Pamphletes“. Weshalb hielt man denn soviel darauf, den Verfasser persönlich kennen zu lernen? War es hier nicht die Sache allein, die in Betracht kommen sollte, und nicht die Person des Autors? Sprach die Schrift nicht genug für sich selbst? Man schrieb sie auch mehreren anderen hochgestellten Persönlichkeiten zu und erst als man glaubte, verschiedene Irrtümer (die übrigens — wie ich nachgewiesen habe — keine sind) in der Schrift entdeckt zu haben, wußte man gar nicht mehr, wo man damit hin sollte. Sogar die „Frankfurter Zeitung“ schrieb, das Ansehen der Broschüre sei bedeutend gesunken, weil der Verfasser der Erwartung des Publikums nicht entsprochen habe, d. h. weil er nicht aus seiner Anonymität herausgetreten sei. Das ist doch zum mindesten eine Wunderlichkeit. Stimmt man mit den in der Schrift ausgesprochenen Ansichten überein, nun gut! dann braucht man den Verfasser ja nicht zu kennen; stimmt man dagegen nicht mit denselben überein, dann bekämpfe man dieselben offen (aber nicht mit Schimpfwörtern, wie es die „Freie Presse“ und die „Indépendance luxembourgeoise“ gethan haben), ich war und bin noch immer bereit, alle meine Ansichten zu verteidigen. Es genügte jenen Hetzblättern nicht, meine

Schrift durch den Kot zu ziehen, man hätte auch meinen Namen noch besudeln mögen. Diesen Genuß konnte und wollte ich ihnen jedoch damals nicht gewähren.

Auch glaubten manche, der Zeitpunkt zur Veröffentlichung einer Schrift über die Verhältnisse Luxemburgs sei damals „inopportun“ gewesen. Allerdings kam die erwähnte Schrift vielen Luxemburgern ungelegen, aber das war auch ihr Zweck. Sie sollte den Fransquillonen das Unwürdige ihres Verhaltens vorhalten, und weil diejenigen Luxemburger, welche gern französisch sein möchten, ihren Fehler einsahen und ihr Verfahren damals ebensowenig zu rechtfertigen wußten, wie sie es früher erklären konnten, deshalb warf man dem Verfasser vor, „er habe das allen Luxemburgern angeborene Taktgefühl nicht“. Sind denn die Zustände in Luxemburg wirklich solche, daß die Luxemburger, welche das erwähnte Taktgefühl besitzen, sich verpflichtet glauben, dieselbe den anderen Nationen verbergen zu müssen? Ist es etwa, weil der Geist der Kleinstaaterei und des Partikularismus sich mit französischen Sympathien vermählt hat? Ist es, weil aus dieser unglücklichen Verbindung ein noch unglücklicheres Geschöpf, das „Luxemburgertum“ hervorging, welches mit der einen Hand Frankreich Weihrauch streut, und mit der andern Hand Deutschland mit Kot bewirft? Soll das der Grund gewesen sein, weshalb man meine mit so vieler Aufrichtigkeit geschriebene Schrift so ungünstig aufnahm? Lassen wir das dahingestellt sein! Die Umstände sind heute andere geworden: die Gemüter haben sich inbezug auf die Luxemburger Frage beruhigt. Seit einem Jahre ist vieles geschehen, dem man früher nur mit Bangen entgegensah. Die ungewisse Zukunft war — allerdings nur für einen Augenblick — zur Gegenwart geworden, und wir Luxemburger wissen nunmehr, was unser harrt.

Auch ich blicke gegenwärtig den zukünftigen Ereignissen mit einem nüchternen Auge entgegen. Mir bangte es im vorigen Jahre: meine Schrift war gleichsam ein Schmerzensschrei, den ich ausstieß, um die Luxemburger zu warnen. Ich hielt ihnen ihre Vergangenheit vor Augen und deutete auf die Zukunft hin. Für ihr damaliges Betragen hatte ich (weshalb sollte ich es jetzt leugnen?) manches harte Wort gebraucht; ich hatte geglaubt, das Brenneisen an die klaffende Wunde legen zu müssen. Man hat es empfunden; — das leugne niemand!

Jetzt sind, wie gesagt, die Verhältnisse wenigstens teilweise andere geworden und der Ton der Fehde, der noch vor einem Jahre überall durchdrang, wäre gegenwärtig nicht mehr zeitgemäß. Ruhige Betrachtungen geziemen einer ruhigen Zeit. Unparteiisch werde ich mich mehr wie je bestreben, die Wahrheit wiederzugeben. Kein Wort des unverdienten Hasses soll aus meinem Munde kommen, sondern nur das Wort der ungeschminkten Wahrheit. Wenn jemand sich durch dieses verletzt fühlen sollte, so schreibe er nicht mir die Schuld zu!

II.

Die Luxemburger sind Deutsche in Bezug auf Abstammung und Sprache.

In seiner gegenwärtigen Ausdehnung ist das Großherzogtum Luxemburg nur mehr von einem Volk rein deutscher Abstammung bewohnt. Es ist dies erst seit der letzten Teilung Luxemburgs der Fall. Ob diese Teilung, die man so sehr als eine bedauernswerte Zerstückelung betrauerte, zum Heile oder zum Schaden des Landes geschah, will ich hier nicht untersuchen. Das Einzige, worauf es hierbei ankömmt, ist, daß der wallonische Teil abgetrennt wurde und so nur noch der deutsche Teil verblieb. Als nämlich am 25. August 1830 in Brüssel die Revolution ausbrach, ließ sich der wallonische Teil des Großherzogtums durch die Versprechungen der belgischen Emissäre verlocken und schloß sich der Revolution an. Infolge dieser Ereignisse wurden im Jahre 1839 fünf Kreise von Luxemburg abgetrennt. Diese Kreise bilden seither die belgische Provinz Luxemburg, deren Bewohner, die Wallonen, rein gallischen Ursprungs sind, also nichts mit einem deutschen Lande gemein haben.

Die Urahnen der Luxemburger waren Germanen, d. h. Deutsche. Dieses läßt sich durch historische Be-

weise unumstößlich darthun. Schon lange vor dem Erscheinen der Römer in Gallien waren die Germanen über den Rhein vorgedrungen und hatten nach Überschreitung der Mosel die Kelten tief in die Ardennen zurückgedrängt. Bei Cäsars Ankunft (58 v. Chr.) gehörte die Bevölkerung des spätern Luxemburger Landes zu dem Gebiete der Trevirer, eines deutschen Stammes. Diese unsere Vorsassen wohnten zwischen Rhein und Maas und hatten daher außer dem heutigen Regierungsbezirk Trier auch das nachherige Herzogtum Luxemburg und einen Teil Lothringens inne. Wenn auch nicht ermittelt werden kann, um welche Zeit die Trevirer den Rhein überschritten, so kann doch nach den Angaben Cäsar's, Tacitus' und anderer römischen Schriftsteller nicht bezweifelt werden, daß sie germanischen Ursprungs waren. Zwar berichtet der hl. Hieronymus († 420), welcher einige Zeit in Trier lebte und später nach Kleinasien kam, daß die Sprache der Galater, eines keltischen Volkes, welches im 3. Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung nach Kleinasien wanderte, eine große Ähnlichkeit mit der Sprache der Trevirer besitze; doch kann man daraus nur schließen, daß zwischen den eingewanderten Trevirern und der ursprünglichen keltischen Bevölkerung eine Verschmelzung stattfand.

Die Römer lebten mit den Germanen in beständigen Kämpfen und mußten daher den Rhein und die Mosel entlang feste Burgen errichten, um den Einfällen ihrer kriegerischen Nachbarn einen festen Damm entgegen zu setzen. So soll während der Regierung des Kaisers Gallienus (260—268) ein festes Schloß auf einem nackten Felsvorsprung zwischen den Windungen der Alzette zu diesem Zwecke erbaut worden sein. Der Name dieses Schlosses ist nicht bis auf uns gekommen, jedoch wissen

wir, daß es im 10. Jahrhundert den Namen Lucilinburnhut führte. Der Felsen selbst bekam hernach den Namen Bockfelsen; um dieses Schloß entstand allmählich die Stadt Lützelburg oder Luxemburg, die dem ganzen Lande ihren Namen gab.

Zu Anfang des 6. Jahrhunderts wurden die Römer von den während des 5. Jahrhunderts vom Niederrhein her immer mehr nach Süden vorgedrungenen Franken vollends aus Gallien vertrieben und so kam das Luxemburger Land unter fränkische Herrschaft. Bei der Teilung des fränkischen Reiches durch den Vertrag von Verdun (843) erhielt Kaiser Lothar, der älteste Sohn Ludwigs des Frommen, das Ländergebiet zwischen Rhein, Saone, Maas und Schelde, also auch das Luxemburger Land. Die Schicksale Luxemburgs verflochten sich nun mit denen Lothringens, von welchem es einen Teil bildete. Nach dem Tode Lothars I. (855) ward dessen Reich unter seine drei Söhne geteilt, von denen die zwei jüngeren ohne Erben starben; der Ältere, Karl der Kahle, und sein Oheim, Ludwig der Deutsche, teilten sich im Vertrag zu Merseburg (870) in deren Erbe. Seither blieb das linke Rheinufer, also auch Luxemburg, bleibend bei Deutschland.

Wie das Frankenvolk seine Niederungen am Unterrhein verließ und gegen das Innere Deutschlands vordrang, wo Höhenzüge und Wälder es aufnahmen, gab es auch nach und nach seine niederdeutschen, weicheren Laute auf und eignete sich, ohne doch gänzlich der Grundbestandteile seiner Sprache verlustig zu gehen, die scharfen, rauheren Töne des Gebirges an. In dieser Zeit sind auch die Anfänge unseres Dialektes zu suchen; die Harmonie zwischen Land und Volk schlug sich im Dialekte nieder, so daß nach den physischen Beschaffenheiten des

Bodens sich auf einer kleinen Landesstrecke mehrere Mundarten entwickelten. Eine Anzahl von 10000 Sachsen, welche Karl der Große zu Anfang des 9. Jahrhunderts (gegen das Jahr 804) zwischen Maas und Rhein verpflanzte, brachte der luxemburger Sprache, ohne ihr den hochdeutschen Charakter zu benehmen, niederdeutsche Elemente. Ihre jetzige Ausbildung mag sie um das 10. oder 11. Jahrhundert erhalten haben.

Die luxemburger Mundart gehört zu den mittelhochdeutschen Dialekten und zwar zu den fränkischen Mundarten, als deren Centrum Frankfurt a. M. zu betrachten ist. Sie beschränkt sich nicht auf die politischen Grenzen des Großherzogtums, vielmehr reicht sie gegen Westen etwa drei Stunden weit in die belgische Provinz Luxemburg; die Stadt Arlon, „Arel op der Knippchen“ (Arel auf der Kuppe, dem Berg) mit Gebiet ist noch ganz deutsch. Gegen Norden verläuft sich der luxemburger Dialekt in das Trierische, diese ihm ganz verwandte Zunge, und gegen Osten verläuft er sich in der Saargegend. Südlich aber erstreckt er sich noch tief in Deutsch-Lothringen hinein und geht nach und nach in den Elsässer Dialekt über.

Aus dem bisher Gesagten geht unzweideutig hervor, daß die luxemburger Sprache eine echt deutsche Sprache ist. Und diese Thatsache spricht am deutlichsten dafür, daß die Luxemburger ein deutsches Volk sind. Man hat mit Recht gesagt, die Lösung der Frage über den Ursprung des luxemburger Volkes liege in seiner Mundart. Hat sich der Urstamm, dessen Kinder wir sind, rein und unverfälscht erhalten oder hat Mischung verschiedenartiger Elemente das Volk erzeugt, unsere Sprache muß es kund thun, deutlicher und schlagender, als verrostete Waffen oder verblichene Schriften es thun können. Mit

vollem Herzen kann man dem Luxemburger P. Klein zustimmen, wenn er sagt: „Das luxemburger Volk, wie seine Sprache, ist durchaus deutsch“.

Ich werde später noch Gelegenheit haben, Näheres über die luxemburger Mundart zu bemerken, sowie den Einfluß der französischen Sprache auf dieselbe zu kennzeichnen. Ich will daher jetzt mein Thema weiterführen, d. h. die Verhältnisse Luxemburgs zu Deutschland und zu Frankreich im Laufe der Zeiten besprechen.

III.

Luxemburg unter einheimischen Fürsten.

Der Stammvater der Grafen von Luxemburg ist Siegfried, der Sohn des Ardenner-Grafen Wigerich, eines Abkömmlings der karolingischen Dynastie. Siegfried hatte von seinem Vater ausgedehnte Besitzungen geerbt, welche in allen Gauen unseres Landes zerstreut lagen. Das Schloß Lucilinburnhut lag etwa in der Mitte dieser Besitzungen und es mußte dem Grafen Siegfried daran gelegen sein, in den Besitz einer Veste zu gelangen, von wo aus er sich gegen etwaige Angriffe mit Erfolg verteidigen könnte. So kam er auf den Gedanken, das genannte Schloß zu erwerben. Er trat deshalb in Unterhandlung mit Wicker, dem Vorsteher der Abtei St. Maximin in Trier, welche das Schloß Lucilinburnhut von Karl Martell erhalten hatte. Gemäß dem am Palmsonntag, den 12. April 963 in Trier abgeschlossenen Übereinkommen erhielt Siegfried das Castell Lucilinburnhut gegen Abtretung seiner in der Umgegend von Feulen gelegenen Güter.

Graf Siegfried (963—998) war ein streitbarer Fürst. Als treuer Anhänger der deutschen Kaiser stellte er sich mit seinem Neffen, dem Grafen Gottfried von Verdun, im Jahre 983 dem König Lothar von

Frankreich entgegen, der trotz des 980 an der Korn abgeschlossenen Vertrages Lothringen für Frankreich wiedergewinnen wollte. Nachdem Lothar die Stadt Verdun, deren tapfere und geschickte Verteidigung die beiden Grafen leiteten, nicht zu erobern vermocht hatte, verwüstete er die Grafschaft Verdun, besiegte dann die Grafen, die ihm eine Schlacht angeboten hatten, und machte sie zu Gefangenen. Erst zwei Jahre später wurde Siegfried wieder auf freien Fuß gesetzt.

Die Nachfolger Siegfrieds waren ebenfalls kriegerisch gesinnt. Sie waren, nach dem Ausdrucke des Baron von Roberts, ein tapferes Geschlecht, dessen Hülfe überall da, wo Schwerter aufeinander klirrten, hochgeschätzt war und das auch die eigene Sache mit hartnäckigem Trotze zu verfechten wußte. Bald hatten sie eine Fehde mit dem Erzbischof von Trier, bald mit den mächtigen Grafen von Vianden und anderen Herren. Oft auch waren es die einzelnen Edelleute des Landes, die in gegenseitigem Kampf nur allzuhäufig die unglücklichen Bewohner des Landes quälten und plagten.

Es würde zu weit führen, alle diese Streitigkeiten zu erzählen und auch eine bloße Aufzählung der ersten Luxemburger Grafen wäre von wenig Interesse. Erwähnen wir jedoch die Gräfin Ermesinde (1196—1247), die am Anfang des 13. Jahrhunderts uns wie eine hehre Lichtgestalt entgegentritt. Mit holder Weiblichkeit verband sie die Strenge des Mannes; sie bändigte und züchtigte die Widerspenstigen, belohnte mit freigiebiger Hand ihre Diener und Mannen, befreite die Leibeigenen und erleichterte auf jede Weise die Lage des Volkes. Ihr Nachfolger Heinrich V. (1247—1281) war wieder kriegerischer gesinnt; unter seiner Regierung brach der sog. „Kuhkrieg“ aus, welcher 30000 Menschen das Leben gekostet haben

soll. Heinrich V., gewöhnlich der Blonde genannt, nahm eine einflußreiche Stellung im Deutschen Reiche ein, und in dem leidenschaftlich geführten Kampfe zwischen Innocenz IV. und Friedrich II. stand er bis zum Jahre 1250 treu auf der Seite des Kaisers.

Heinrich VI. (1274—1288) geriet in einen Krieg mit dem Herzog von Brabant, der ihm seine Ansprüche auf Limburg streitig gemacht hatte. Beide Fürsten hatten sich nach Bundesgenossen umgesehen und nach der damaligen Sitte verheerten sie ihre Länder auf's grausamste. Mit manchen Unterbrechungen zog sich der Krieg in die Länge, bis es am 12. Juni 1288 bei Wöringen, einem Schlosse zwischen Köln und Neuß, zu einer entscheidenden Schlacht kam. Sämtliche Fürsten der Niederlande, der hohe und niedere Adel aus der Rhein- und Maasgegend, sowie die Bürger von Köln und der Brabant'schen Städte nahmen Anteil am Kampfe, der von 9 Uhr des Morgens bis in den Abend hinein dauerte. Auf beiden Seiten sollen an 100000 Krieger, sowohl Reiter als Fußgänger, gekämpft haben. Den Hergang der Schlacht kennen wir genau aus einem langen Gedichte des vlämischen Verschronisten van Heelu, der selbst unter den Brabantern mitfocht. Heinrich von Luxemburg, dessen drei Brüder ebenfalls mitkämpften, suchte im dichtesten Schlachtgewühl den Herzog von Brabant zu erreichen; sich an diesem zu rächen, das war sein einziger Wunsch. Nach einem dreimaligen vergeblichen Zusammenstoße warf er seine Waffen weg, griff den Herzog am Halse, aber während er sich vom Sattel hob, um seinen Gegner mit Kraft zu Boden zu schleudern, da benutzte ein Brabanter Ritter, Walther van Bisdomme, diese Gelegenheit und stieß Heinrich das Schwert in den Unterleib. Sich verwundet fühlend, lenkte der Graf schnell das Pferd um, durchbrach pfeil-

schnell die Schlachtreihen und sank tot zu Boden. „Was hast Du gethan?“ rief der Herzog diesem Ritter erzürnt zu, „Du hast den tapfersten Ritter getötet!“ [1]) Der Leichnam des Grafen wurde von den Pferden zerstampft und war so mit Toten umringt, daß er nicht mehr aufgefunden und erkannt werden konnte. Die Niederlage der Luxemburger und der Verbündeten war eine vollständige. Vier Brüder aus dem Luxemburger Hause fielen und ihr Heldentod erhöhte den Glanz ihrer Dynastie [2]). Auch der Luxemburger Adel gab die glänzendsten Beweise der Tapferkeit und zeigte sich des Heldenmutes seiner Grafen würdig.

Der tragische Untergang der Luxemburger Fürsten verbreitete Ruhm und Glanz über ihr Geschlecht, und man kann sagen, daß auf dem blutigen Felde von Wöringen Luxemburg sich die deutsche Kaiserkrone erwarb. Es war im Jahre 1308, als Graf Heinrich VII. auf den Vorschlag der Erzbischöfe von Mainz und Trier zu Frankfurt einstimmig zum Deutschen Kaiser gewählt und 1312 unter dem Namen Heinrich VII. gekrönt wurde. Die deutschen Fürsten mögen wohl deswegen dem Vorschlage der beiden Erzbischöfe gemäß gestimmt haben, daß nicht ein durch seine eigenen Kräfte zu mächtiger Fürst über sie herrschen sollte, aber es war dies nicht ihr einziger Beweggrund. Während der Zeit, wo in Deutschland die größten Unruhen herrschten, hatte Heinrich den Landfrieden stets in seinem Staate streng gehandhabt

---

[1]) In einer französischen Chronik heißt es: „Le Duc fasché s'escria au chevalier, qu'as tu faict? tu as tué le meilleur chevalier de la journée.“

[2]) Van Heelu, dessen Wahrhaftigkeit in Bezug auf die Luxemburger Fürsten wohl nicht angezweifelt werden kann, da er auf der gegnerischen Seite focht, ist voll des Lobes für dieselben.

und so erwartete man mit Recht von ihm, er werde auch als Kaiser die Angelegenheiten des Reichs mit Kraft und Weisheit in Ordnung bringen und besonders als Nachbar der Franzosen die Grenzen mannhaft verteidigen. Durch diese Wahl wurde das Haus Luxemburg zu einem der hervorragendsten in Deutschland, und von da an gewann auch die Geschichte des Landes ein größeres Interesse, da sie eng in die von Deutschland eingriff, umsomehr als noch andere luxemburger Grafen Deutschlands Kaiserthron bestiegen.

Was diese luxemburger Grafen dem Deutschen Reiche waren, ist aus der Geschichte Deutschlands hinlänglich bekannt und es ist daher überflüssig, hier näher darauf einzugehen.

Als Kaiser von Deutschland hatte Heinrich VII. eine sehr schwere Aufgabe; aber er war ihr auch gewachsen und entsprach, insoweit es die kurze Zeit seiner Regierung erlaubte, vollends den Erwartungen seiner Unterthanen. Seine Zeitgenossen haben ihn sehr vorteilhaft geschildert: Die einen stellen ihn als einen durch seine aufrichtige Frömmigkeit und seinen religiösen Sinn ausgezeichneten Fürsten dar, die anderen preisen in ihm den unparteilichen Richter, den Beschützer des Volkes, den unversöhnlichen Feind der Räuber und Übelthäter, dessen Wahlspruch die Worte der hl. Schrift waren: „Richtet gerecht, ihr Söhne der Menschen, und seid untadelhaften Betragens“ (Ps. 57, 2); andere rühmen seinen Scharfblick, seine Unerschrockenheit im Kampfe und seine unübertroffene Gewandtheit in den Waffenübungen.

Der Nachfolger Heinrichs als luxemburgischer Graf wurde Johann, später bekannt unter dem Namen der Blinde (1309—1346). Es war während seiner Regierung, wo das luxemburger Land vielleicht zum

ersten Male ernstlich mit Frankreich in freundschaftliche Berührung trat. Durch seine Familienbande hob Johann der Blinde das luxemburger Haus auf den Gipfel der Macht: er war Sohn und Vater eines deutschen Kaisers, von seinen Schwestern trug die eine die Königskrone von Frankreich, die andere die von Ungarn, seine Tochter ward Königin von Frankreich, seine Enkelin Königin von England und sein Enkel vereinigte mit der deutschen Kaiserkrone vier Königskronen auf seinem Haupte.

Johann, Graf von Luxemburg und König von Böhmen, war unstreitig einer der größten Helden des 14. Jahrhunderts. Sein Name erscholl durch ganz Europa von dem atlantischen Ozean bis jenseits der Memel ins Land der Lithauer und von den Gestaden der Nord- und Ostsee bis zu den Ufern der Tiber. Fast auf allen Schlachtfeldern erschien der kriegslustige und sieggewohnte Luxemburger Graf. Er schien zu ewigen Kriegen verdammt zu sein; er durchstreifte ganz Europa von einem Ende zum andern, oft mit einer solchen Eile, daß nur wenige von seinen Begleitern ihm folgen konnten. „Seine Reise war mehr ein Fliegen, als ein Reiten", sagte einmal einer seiner Zeitgenossen, der Abt Peter von Königsaal. Sogar nach seiner gänzlichen Erblindung mischte er sich in alle möglichen Streithändel. Als er in einer Woche sechs Fehdebriefe erhielt, da rief er aus: „In Gottes Namen! Je mehr Feinde, desto mehr Beute; ich aber schwöre bei Jesus Christus, den ersten, der mich ergreift, so zu Boden zu schmettern, daß alle übrigen erschrecken sollen." Er war auf einer ewigen Rundreise begriffen und nur Geldmangel konnte ihn bewegen, entweder in sein Königreich oder in seine Grafschaft auf kurze Zeit einzukehren. Johann war nämlich sehr verschwenderisch; er konnte nie Geld genug zusammenraffen,

um seine Söldner zu bezahlen und seine Gläubiger zu befriedigen. Er lieh überall Geld, wo er dessen nur bekam, und er war auch ein säumiger Zahler. Daß jedoch nur seine ungeheuren Bedürfnisse ihn dazu verleiteten, erhellt aus seinem Testamente, in welchem er den Ausführern seiner letztwilligen Verfügungen es zur Pflicht macht, nicht blos seinen Hausbedienten den rückständigen Lohn zu entrichten, sondern auch alle Schulden, die er in Frankreich, in der Grafschaft Luxemburg und in den Ländern diesseits des Rheins gemacht hatte, pünktlich zu bezahlen; besonders befahl er, die Pferdehändler nicht zu vergessen. Andererseits muß man aber auch anerkennen, daß der blinde Graf sich durch sein Feldherrntalent, seine Tapferkeit und diplomatische Gewandtheit zum unentbehrlichen Teilnehmer an allen Ereignissen seiner Zeit machte. In manchen schwierigen Fällen trat er als Friedensvermittler auf, bald zwischen einzelnen Fürsten, bald zwischen Kaiser und Papst. Er übte während seiner langen Regierung einen so bedeutenden Einfluß auf die deutschen Fürsten aus, daß Voltaire sagen konnte, er sei in der That Kaiser von Deutschland gewesen. Beim Papste stand er in einem solchen Ansehen, daß dieser ihm einmal schrieb: „Gewiß ist, daß von allen Fürsten der Welt besonders du mit deinen Bitten bei uns Gehör findest“.

Man könnte vielleicht glauben, Johann der Blinde habe gleicherweise mit Frankreich und mit Deutschland auf gutem Fuße stehen wollen. Doch wissen wir, daß er eine besondere Vorliebe für Frankreich hegte. Bereits im Jahre 1323 zog er nach Roc-Amadour, einer Stadt im südlichen Frankreich, wo er mit seinem Freunde Karl IV. von Frankreich zusammen kam. Auch unterstützte er den in Avignon residierenden Papst Johann XXII.,

der den König von Frankreich mit der deutschen Kaiserkrone schmücken wollte; er selbst zog 1332 nach Avignon und verschwendete dort im päpstlichen Lager in vierzehn Tagen nicht weniger als 10000 Goldgulden.

Johann verweilte gern an dem glänzenden Hof des Königs von Frankreich. Dort waren stets die angesehensten Ritter versammelt und in den vielen Turnieren, die dort veranstaltet wurden, fand der Geist des Rittertums eine reichliche Pflege [1]). Er ließ auch seinen ältesten Sohn Wenzel [2]), als derselbe sieben Jahre alt war, dahin kommen, um nach französischer Manier erzogen zu werden. Da aber der böhmische Name Wenzel das Ohr der Franzosen unangenehm berührte, so gab man ihm den Namen des Königs Karl, welcher bald den alten Namen Wenzel gänzlich verdrängte. Am 8. Mai 1323 wurde der junge Prinz mit Blanca, der Tochter des Grafen Karl von Valois, vermählt.

Johann der Blinde verlebte die Jahre 1338—1341 meistenteils am französischen Hofe, nachdem er sich einige Jahre früher (1334) mit Beatrix, der Tochter des Herzogs Ludwigs I. von Bourbon, in zweiter Ehe vermählt hatte. Diese Heirat erregte in Böhmen peinliches Aufsehen, und als ein Jahr später Beatrix eines Sohnes genas, dem man, um ihm die Gunst der Böhmen zuzuwenden, den

---

[1]) Michelet, in seinem „Précis de l'histoire de France" sagt: „Der berühmte Johann von Böhmen, aus dem Luxemburger Hause, erklärte, er könne nur in Paris, dem ritterlichsten Orte der Welt, leben. Er durchstreifte ganz Europa, aber kam immer an den Hof des großen Königs von Frankreich zurück. Dort gab es ewige Feste, immer Wettkämpfe und Turniere, dort sah man die Verwirklichung der Ritter-Romane, den König Arthur und die Tafelrunde".

[2]) Graf Johann war am 1. September 1310 mit der Prinzessin Elisabeth, Erbin des Königreiches Böhmen, vermählt worden.

Namen Wenzel gab, zeigte sich das Volk völlig teilnahmlos und sogar mißbilligend dem Könige gegenüber und weigerte sich, in dem jungen Prinzen einen Abkömmling des alten Königsgeschlechtes zu erblicken.

Im Jahre 1346 wurde Johann des Blinden Sohn Karl zum Kaiser erwählt. Zugleich brach zwischen Frankreich und England ein furchtbarer Krieg aus. König Philipp von Frankreich sandte Eilboten nach Luxemburg und verlangte von König Johann schleunige Hülfe. Dieser war schnell bereit diesem Hilferuf Folge zu leisten, obgleich seine Räte darauf drangen, er solle in Deutschland bleiben, um die Stellung seines eben zum deutschen Kaiser gewählten Sohnes zu befestigen. „Obwohl ich blind bin," rief er aus, „so habe ich den Weg von Paris nicht vergessen. Ich muß hin, um meine lieben Freunde und die Kinder meiner Tochter zu verteidigen, die der Engländer berauben will." An der Spitze einer Schar von 500 luxemburgischen und böhmischen Helmen eilte er mit seinem Sohne Karl nach Frankreich. Am 26. August 1346 kam es bei Crecy zu einer blutigen Schlacht. Gleich am Eingang gerieten die Franzosen in Unordnung, so daß eine Niederlage unvermeidlich war. Sobald König Johann von der schlimmen Wendung der Schlacht Kunde erhielt, konnte er sich nicht mehr halten und er verlangte auch an den Gefahren des Tages Teil zu nehmen. „Mönch," sagte er zu dem Ritter von Basel, der bei ihm war, „wie viel Uhr ist es und wie steht es mit unserem Feinde?" — „König," erwiderte der Ritter, „der Tag neigt gegen Abend, wir haben die Sonne im Angesicht, die unserigen sind den Wurfspießen der feindlichen Bogenschützen bloßgestellt und sind ohne Rettung verloren. Die Schlacht hat einmal begonnen, es ist keine Hülfe mehr". Darauf entgegnete der König: „Schöner Herr, ich bitte euch bei

der Treue, die ihr mir schuldig seid, führet mich so weit in die Schlacht, daß ich einen Schwertschlag thun kann“. Den luxemburgischen und böhmischen Edelleuten, die ihn inständig baten, sich doch nicht dieser Todesgefahr auszusetzen, gab er zur Antwort: „Das wird, will's Gott, nicht geschehen, daß Böhmens König aus der Schlacht fliehe. Wisset und glaubet, ich will heute entweder heldenhaft und ritterlich siegen oder vom rühmlichen Tode gefällt, wie ein König fallen und sterben. Führt mich denn dahin, wo der größte Kampf geführt wird, aber meinen Sohn Karl schützet mit Fleiß. Gott der Herr mit uns!“ Da nahmen zwei Ritter, Heinrich der Mönch von Basel und Heinrich von Klingenberg, ein Böhme, den blinden König in ihre Mitte, banden sein Roß an die ihrigen und mit dem Losungsworte „Praga!“ stürzten sie in einem dichtgedrängten Haufen unter die Feinde. Schon waren viele seiner Begleiter gefallen, als auch der blinde König selbst, mehr als einmal tötlich durchbohrt, vom Pferde sank und seine heldenmütige Seele aushauchte. Als König Eduard über das Schlachtfeld ritt, das von mehr als 20000 Franzosen bedeckt war, sah er die Leiche Johanns des Blinden mitten unter seinen luxemburgischen und böhmischen Getreuen. Wehmütig rief er beim Anblicke des blinden Helden aus: „Heute fiel die Blüte der Ritterschaft; nie war jemand diesem König von Böhmen ähnlich. Ein anderes Bett hätte dem König von Böhmen geziemt, als so auf der Erde zu liegen“.

Das war das Leben und das Ende Johanns des Blinden, den die Luxemburger als den größten Helden ihrer Geschichte bezeichnen.

Zu jener Zeit besaß Luxemburg seine größte Ausdehnung. Es begriff gegen Osten die Probsteien Remich,

Grevenmacher, Echternach, Bitburg und fast die ganze Gegend, welche von der Leser, Salm, Kill und Prüm bespült wird. Gegen Süden war es im Besitze von Diedenhofen, der Grafschaft Roussy, der Herrschaft von Rodenmachern, von Roville und andern an der Orn und Saar gelegenen Ortschaften. Gegen Westen bildete die Maas seine Grenzen und umschloß Yvoix, Dampvillers, Marville, Montmedy, Chiny, Virton, Neufchateau, Arlon, und verschiedene Gegenden an der Korn (Chiers) und Semois. Endlich gegen Norden erstreckte es sich über Salm, Laroche, Vianden, Montaigu, Poilvache, Bastnach, Marche, Durbuy, die Herrschaften Mirouart, Harzin, St. Veith, bis zur Ourth, Lesse, Sauer, Lomme und Wiltz. Die angrenzenden Länder waren Limburg, Lüttich, Namur, Bar, Lothringen, Trier und Köln.

Es lag in der Natur der Dinge, daß Luxemburg diese große Ausdehnung nicht behalten konnte; denn die Bevölkerung bestand aus zwei verschiedenen Stämmen, den Deutschen und den Wallonen, von denen erstere diesseits, letztere aber jenseits des Ardennergebirges wohnten und nach denen das Land in zwei Viertel geteilt wurde, das deutsche und das wallonische Viertel.

Wenn auch die Wallonen nicht gerade beständig sich feindlich gegen die Deutschen verhielten, welche ja den Grundkern des eigentlichen Luxemburger Landes bildeten, so standen sie ihnen doch immerhin gegenüber. Als nun durch Johann den Blinden französischer Einfluß sich vielfach in Deutsch-Luxemburg bemerkbar machte, da mußte es denn geschehen, daß diese Saat des blinden Königs und seines in Frankreich erzogenen Sohnes bittere Früchte trug, von denen die Zerstückelung des Landes vielleicht noch am wenigsten unheilvoll war.

Die nachfolgende Zeit war für Luxemburg eine äußerst traurige und endete schließlich mit einer gewaltsamen Lostrennung des Landes. Kaiser Karl IV., welcher Deutschland die „Goldene Bulle“ verliehen, erhob zwar seine heimatliche Grafschaft zum Herzogtum; da jedoch seine Nachfolger kein Geld hatten, so verpfändeten sie ihr ardennisches Stammland, das damals die vierfache Ausdehnung des jetzigen Großherzogtums besaß, gegen 120 000 Gulden und verschenkten es dann an Elisabeth von Görlitz, die ihrerseits es wieder verpfändete.

Als Sigismund (1419—1437), der letzte Luxemburger, der auf dem deutschen Kaiserthrone saß, bald nach seines Bruders Wenzel II. Tod nach Luxemburg kam, um sich als rechtmäßigem Herrn huldigen zu lassen, war er genötigt, den Pfandvertrag mit Elisabeth zu erneuern, ohne aber seine Rechte als gesetzlicher Regent und Besitzer aufzugeben. Nach Sigismunds Ableben kam Luxemburg an seine einzige Tochter Elisabeth und deren Gemahl Albrecht II. von Österreich, ebenfalls deutscher Kaiser, den der Tod an der Wiedereinlösung des Herzogtums hinderte. Sigismunds Witwe übertrug Wilhelm von Sachsen die Wiedereinlösung des Herzogtums. Da dieser aber nicht imstande war, der Herzogin von Görlitz die Pfandsumme zu bezahlen, so suchte er seinen Zweck auf billigerem Wege zu erreichen, indem er den in Luxemburg gewonnenen Anhang zu seinem Vorteil benutzen wollte. Um seine Pläne zu vereiteln, ernannte Elisabeth ihren Neffen, Philipp den Guten, Herzog von Burgund, zum Statthalter von Luxemburg. Das verletzte die Luxemburger derart, daß sie zu den Waffen griffen und Elisabeth nötigten, mit ihrem Gefolge die Stadt zu verlassen. Sie zog sich Hülfe suchend nach Dijon zu Philipp zurück, der eine Gesandtschaft nach

Luxemburg schickte, mit der Aufforderung, sich zu ergeben. Die Luxemburger aber, die inzwischen Wilhelms Schwiegersohn, den Grafen von Gleichen mit 800 Sachsen aufgenommen hatten, wiesen diese Zumutung mit Hohn zurück, worauf die Feindseligkeiten ausbrachen. Der Herzog von Burgund drang gegen das Luxemburger Gebiet vor und unterwarf sich schnell das flache Land; nur Luxemburg leistete Widerstand. In der finsteren Nacht vom 21. zum 22. November 1443 überstiegen die Feinde die Mauern von der Unterstadt Grund aus, überrumpelten die Thorwache, und nun drangen nach geöffnetem Thore die übrigen Feinde mit Siegesrufen in die Stadt. Der Graf von Gleichen zog sich in aller Eile mit der Besatzung in das feste Schloß auf dem Bockfelsen zurück. Nachdem bald darauf Herzog Philipp seinen Einzug in die eroberte Stadt gehalten, wurde dieselbe schonungslos der Plünderung preisgegeben; die Bürger aber wurden zugleich aller ihrer Rechte und Freiheiten beraubt. Mit diesem grausamen Akte kündigte der Herzog den Luxemburgern seine Regierung an. Auch mußte die Besatzung des Schlosses bald aus Mangel an Nahrungsmitteln eine Kapitulation eingehen, gemäß welcher sie das Schloß räumen und ohne Gepäck noch Waffen, nur mit einem Stabe in der Hand, sich entfernen mußte.

Für Luxemburg war das ein tiefer Fall, der dem Deutschtum seiner Einwohner unmöglich zum Heile gereichen konnte.

IV.

Luxemburg wird ein Zankapfel der Deutschen und der Franzosen.

Die Eroberung des Herzogtums Luxemburg durch Philipp von Burgund bildet einen Wendepunkt in den Geschicken des Landes. Luxemburg hörte auf, einen selbständigen, unabhängigen Staat zu bilden, wurde gewaltsam von Deutschland getrennt und einem Staatskörper angegliedert, der bisher seinen Traditionen und seiner Geschichte ganz fremd geblieben. Von dieser Zeit an fand ein mächtiges Einströmen des französischen Wesens statt, welches sich in allen Verhältnissen des politischen und sozialen Lebens äußerte. Wohl sträubten sich die Einwohner gegen das fremde Element, das ihnen mit Gewalt aufgedrängt wurde und blickten mit Stolz auf ihre glorreiche Vergangenheit zurück, aber sie mußten nachgeben und sich in ihr Schicksal fügen. — Andererseits muß man aber auch mit J. Schötter anerkennen, daß die Vereinigung Luxemburgs mit den reichen burgundischen Ländern dem Herzogtum manche Vorteile brachte und einen wohlthätigen Einfluß auf die Entwickelung der materiellen Interessen desselben ausübte.

Obgleich Philipp der Gute (1444—1467) den Luxemburgern einen Teil der ihnen entzogenen Freiheiten

zurückgab, so konnte er die Bewohner doch nicht für sich gewinnen, so daß, als Ladislaus, König von Böhmen und Ungarn und Erbbesitzer des Herzogtums Luxemburg, seine Ansprüche infolge des Erbschaftsrechtes geltend machte (1452), derselbe einen großen Anhang fand. Schon sollte der Krieg ausbrechen, als der Bischof von Trier seine Vermittelung anbot und die Streitigkeiten beilegte. Bald nach Ladislaus' Tod (1455) verkaufte Wilhelm von Sachsen seine Ansprüche auf Luxemburg an den König Karl VII. von Frankreich, dessen Sohn Ludwig XI. aber auf die Wiedereinlösung des Herzogtums zu Gunsten des Herzogs von Burgund verzichtete. Bemerkenswert ist noch, daß die Luxemburger 1444 einen Gouverneur verlangten, der des Landes Verhältnisse und Sprache kenne.

Auf Philipp folgte sein Sohn Karl der Kühne (1467—1477). Seine unglücklichen Kriege gegen Frankreich und die Schweiz erforderten viele Opfer, die auch Luxemburg hart trafen, so daß Karls Regierung für das Luxemburger Land nur unheilvoll war. Seine einzige Tochter, Maria von Burgund (1477—1482), fand bei ihrem Regierungsantritte ihre Staaten in einer höchst traurigen Lage. Die meisten Städte waren ohne Besatzung, die Heere aufgelöst, der Schatz erschöpft und die Unterthanen außer Stande, neue Auflagen zu bezahlen. Dazu kam noch, daß der alte Erbfeind der Burgunder, Ludwig XI., nach seiner gewohnten Weise diesen Augenblick der Schwäche benutzt hatte, um sich durch List und Gewalt mehrerer Städte zu bemächtigen; ja durch seine Ränke und Intriguen hatte er es dahin gebracht, daß Maria selbst zu Gent in einer Art von Gefangenschaft gehalten wurde. Da bemühte sich denn Ludwig XI., eine Verbindung zwischen seinem siebenjährigen Sohne und der reichen Erbin von Burgund zu Stande zu bringen.

Aber Maria antwortete ihm, „sie brauche einen Mann zum Gemahl und kein Kind.“ Sie vermählte sich darauf mit dem Erzherzog Maximilian von Oesterreich, 1477. In dem darauffolgenden Kriege zwischen Ludwig XI. und Maximilian griff 1479 ein französisches Heer von 42000 Mann Luxemburg an, mußte sich aber bei der Annäherung des niederländischen Heeres von 24000 Mann unter Maximilian in ein verschanztes Lager zurückziehen. Obgleich der Feind ihm an Zahl der Truppen überlegen war, griff Maximilian ihn doch kühn an, hätte aber die Schlacht verloren, wenn nicht zu rechter Zeit die ihm von seinem Vater, Kaiser Friedrich III. versprochenen Hilfsvölker erschienen wären. Die Franzosen erlitten eine vollständige Niederlage: das ganze Heer fand mit dem Herzog d'Amboise seinen Untergang in der Nähe der Stadt Luxemburg. Ehe Maximilian in die Niederlande zurückkehrte, erklärte er die Herren von Rodenmachern, die es mit Ludwig XI. gegen ihn gehalten hatten, wegen Hochverrates ihrer Lehen für verlustig und ließ das Schloß Hesperingen, welches ihnen gehörte, schleifen.

Nach dem durch einen Sturz vom Pferde erfolgten Tode seiner Gemahlin übernahm Maximilian (1482—1493) die Zügel der Regierung, als Vormünder seines Sohnes Philipp des Schönen. Während der Krieg mit Frankreich fortdauerte und Flandern sich empörte, standen die Luxemburger in treuer Anhänglichkeit zu ihrem Fürsten und ergriffen die Waffen, um für dessen Sache einzustehen. Sie zogen gegen die Schlösser Rodenmachern und Richemont, welche gegen Maximilian in den Bund getreten waren, belagerten sie und nahmen sie ein. Maximilian schenkte sie dem Markgrafen von Baden, dem General-Statthalter des Landes, als Belohnung für seine treuen Dienste.

Als Maximilian 1495 zum deutschen Kaiser gewählt wurde, überließ er seinem Sohne **Philipp dem Schönen** (1495—1506) die Verwaltung der Niederlande und Luxemburgs. Durch seine Vermählung mit Johanna von Kastilien, der Erbin der spanischen Krone (1502), begründete Philipp die **österreichisch-spanische Herrschaft**, die über zwei Jahrhunderte lang dauerte. Philipp hatte bereits 1501 einen Vertrag mit dem Herzog Renatus von Lothringen geschlossen, um den Frieden und den Handel zwischen diesem Lande und Luxemburg aufrecht zu erhalten. Im Uebrigen bietet Philipps Regierungszeit nichts Merkwürdiges für unser Land.

Auf Philipp folgte sein Sohn **Karl V.** (1506—1549), der in seinem 15. Lebensjahre Regent der Niederlande, im 16. König von Spanien und im 19. deutscher Kaiser wurde, einer der mächtigsten Herrscher, in dessen Reich, wie er selber sagte, die Sonne nicht unterging. Karl bezeigte immer eine besondere Vorliebe für seine Luxemburger und nannte sie das beste Bollwerk seiner Staaten gegen Frankreich. In den Kriegen mit diesem Lande hatte Luxemburg ungemein viel zu leiden, eben weil es für beide Parteien von der größten Wichtigkeit war. Das wußte Karl V. sehr wohl. Er kam 1541 selbst nach Luxemburg, wo er vom 2. bis zum 8. Januar verblieb, um sich zu überzeugen, ob diese Stadt, welche stets den Angriffen der Franzosen in erster Linie ausgesetzt war, sich in einem guten Verteidigungszustande befände. Im folgenden Jahre brach der längst drohende Krieg wirklich aus.

Ein gleichzeitiger Geschichtsschreiber, du Bellay, führt eine ganze Reihe von Gründen an, durch welche Franz I. bewogen worden sei, zuvörderst Luxemburg anzugreifen. Der bedeutendste Grund lag wohl in der politischen und

militärischen Bedeutung des ganzen Landes und namentlich der Hauptstadt; einmal im Besitze dieser, konnte Franz nicht nur den Herzog von Cleve, seinen eifrigsten deutschen Bundesgenossen, auf das thatkräftigste unterstützen, sondern er besaß auch einen vortrefflichen Stützpunkt zur Sammlung deutscher Söldner und zu ferneren Operationen gegen Deutschland. An der Spitze des Heeres, welches gegen Luxemburg heranzog und etwa 15000 Mann zählte, stand des Königs zweiter Sohn, Karl, Herzog von Orleans, welchem Claudius, Herzog von Guise, als Ratgeber zugesellt worden war. Zugleich war der Graf von Longueval beauftragt, sich nach Geldern und Jülich zu dem Herzog von Cleve zu begeben und von dort ein bereits längere Zeit ausgehobenes Heer deutscher Söldner durch Brabant hindurch dem Herzog von Orleans zuzuführen.

Unter den größten Verwüstungen drangen die Franzosen heran, plünderten und verbrannten Dampvillers, Virton, Ivoix und Arlon und da niemand ihnen Widerstand zu leisten vermochte, erschienen sie schon am 29. August angesichts der Stadt Luxemburg. Diese war aber für einen solchen Fall nicht mit Mundvorrat noch mit Munition versehen und ergab sich schon des andern Tages. Doch verloren die Franzosen ihre Eroberung eben so schnell, als sie dieselbe gemacht hatten; denn am 9. September desselben Jahres wurden sie durch den Grafen Reinhard von Nassau, der mit einem kaiserlichen Heere anlangte, wieder aus der Festung vertrieben. Aber Franz I. bestand darauf, die Stadt zu besitzen, und im September des folgenden Jahres erschien der Herzog von Orleans abermals und nötigte die Besatzung, zu kapitulieren. Sie erhielt freien Abzug und den Bürgern ward es gestattet, entweder die Stadt zu verlassen oder Frankreich den Eid

der Treue zu schwören. Ein schöner Zug deutscher Treue ist hier von den Luxemburgern zu berichten: 179 Bürger folgten der abziehenden Garnison, indem sie es vorzogen, lieber ihre Vaterstadt zu verlassen, als dem Feinde den Eid der Treue zu leisten.

Die Regierung des Landes wurde dem Herzog von Guise, die Verwaltung der Stadt dem Herrn von Longueval und dem Grafen von Piquelin anvertraut. Am 28. September hielt Franz I. in Begleitung des Dauphins und eines zahlreichen Gefolges seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt, deren Lage, Türme und Wälle er sorgfältig besichtigte.

Den Verlust Luxemburgs konnte Karl V. indessen nicht so leicht verschmerzen, und er traf ernstliche Anstalten zur Wiedereroberung desselben. Im Jahre 1543 schickte er den Grafen Wilhelm von Fürstenberg mit 15000 Mann, um es zu belagern. Am 11. November 1543 gelangte dieser vor die Festung. Sobald der König von Frankreich davon Kunde erhielt, ließ er an den Prinzen von Melfi und an den Grafen von Brissac den Befehl ergehen, der Stadt schleunigst zu Hülfe zu eilen. Diese beiden Feldherren kamen mitten im Winter am Fuße des Johannisberges an, gerade in dem Augenblicke, als Luxemburg infolge der Beschießung der Wälle und des Mangels an Nahrungsmitteln auf dem Punkte war, zu kapitulieren. Die unverhoffte Ankunft der Franzosen brachte den Grafen von Fürstenberg dermaßen aus der Fassung, daß er die Belagerung aufhob und sich nach Deutschland zurückzog.

Dennoch wurde Karl durch diesen mißlungenen Versuch nicht entmutigt. Den Oberbefehl über das Heer gab er diesmal dem Vice-König von Sizilien, Ferdinand von Gonzague, der im Jahre 1544 die Stadt mit einem

Heere von 40000 Mann einschloß. Am 6. August mußten die Belagerten den kaiserlichen Truppen die Thore öffnen. Karl V. kam im folgenden Jahre nach Luxemburg, befahl neue Festungswerke anzulegen und betraute den Grafen von Mansfeld mit der Statthalterschaft des Landes. Im Jahre 1549 übergab er das Herzogtum Luxemburg seinem Sohne Philipp von Oesterreich, später Philipp II., König von Spanien (1549—1598). Schon in den ersten Jahren seiner Regierung wurde Luxemburg wieder der Schauplatz der verheerenden Kriege, welche schon zwischen Karl V. und Heinrich II. von Frankreich ausgebrochen waren. Zugleich geschah es, daß deutsche Fürsten Verrat an der deutschen Sache übten, und die Städte Metz, Toul und Verdun in französische Hände spielten. Diese Wirren benutzte Heinrich II. von Frankreich, um mit seinen Truppen siegreich ins Luxemburger Land vorzudringen. Bei der Hauptstadt aber hemmte Graf von Mansfeld ihren Siegeslauf. Unglücklicherweise behielt das Land diesen unerschrockenen Beschützer nicht lange; er wurde bei Ivoix geschlagen, gefangen genommen und in Frankreich fünf Jahre lang zurückgehalten. Nun hatten die Franzosen leichtes Spiel; sie verwüsteten fast das ganze Land und zerstörten Grevenmacher und Remich.

Während so ein Unglück nach dem andern über das Land hereinbrach und das Maß des Unglücks voll geworden, da sehnten sich denn die Luxemburger nach ihrem tapfern Mansfeld wieder, der schon einmal ihr Retter gegen die französischen Eindringlinge gewesen, und sie erkauften seine Freiheit mit einem schweren Lösegelde. Endlich machte der Friede von Cateau-Cambresis (geschlossen am 3. April 1559) den Eroberungen der Franzosen ein Ende und sie mußten sich verpflichten,

in Zukunft sich binnen der gegebenen Grenzlinien zu halten.

In religiöser Beziehung herrschten zu jener Zeit in Luxemburg ganz sonderbare Zustände. Sechs Prälaten übten in dem Lande Jurisdictionsrechte aus, nämlich die von Trier, Köln, Reims, Lüttich, Metz und Verdun. Philipp, welchem die drohenden Anzeichen in den Niederlanden wohl manche Lehre bereits gegeben haben mochten, sah wohl ein, daß die Religion eine treue Stütze des Thrones sei und deshalb war er für den Glauben in den Niederlanden so sehr besorgt. In einem Schreiben vom 10. Juni 1561 an Kaiser Ferdinand beklagte er sich darüber, daß der Erzbischof von Trier seit Menschengedenken den luxemburgischen Teil seiner Diöcese nicht mehr besucht habe.

Die Disziplin war sowohl beim Regular-, als beim Säcular-Klerus verschwunden und die Sittenverderbnis war allgemein geworden. Wie sehr der Klerus durch sein unwürdiges Leben Ärgernis gab, ersehen wir aus einem zeitgenössischen Berichte, in welchem es u. a. heißt: „Die Unordnungen und Skandale sind allgemein, sowohl in den Pfarreien, als in den Männer- und Frauenklöstern; überall sieht man Geistliche auf den Märkten und in öffentlichen Versammlungen; sie treiben Handel mit Vieh wie Metzger, saufen und schlagen sich untereinander; daher die Unenthaltsamkeit, die seit einem Jahrhundert so viel Aufsehen erregt, sowohl wegen des Lasters selbst, als wegen dessen Straflosigkeit. Die geistlichen Richter, besonders die von Trier, weigern sich, die Erlaubnis nachzusuchen, ihre kirchlichen Visitationen vornehmen zu dürfen; auch strecken sie kein Geld vor, um die gegen Geistliche vorgebrachten Klagen zu untersuchen und nehmen die vom Provinzialrat gehaltenen Informationen nicht

an; sie begnügen sich, die Delinquenten vor sich erscheinen zu lassen und ihnen eine Geldbuße aufzuerlegen; letztere betrachten diese Buße als eine Taxe für ihr Vergehen und führen dann ein noch ausschweifenderes Leben denn zuvor“ [1]). Solche Klagen verhallten nicht ungehört. Die Civilbehörden des Landes waren der Ansicht, man müsse dem Lande einen eigenen Bischof geben; allein dieses gefiel dem Bischof von Lüttich und dem Kurfürst von Trier nicht und sie bewirkten, daß Rom die Errichtung eines bischöflichen Stuhles in Luxemburg nicht zuließ.

Die Reformation mit ihren Kriegen und Wirren hatte bekanntlich auch in den Niederlanden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts heftige Unruhen und Bürgerkriege hervorgerufen, deren Rückschlag das Herzogtum Luxemburg verspüren mußte. Nach der Achtserklärung des Prinzen von Oranien, Wilhelms des Schweigsamen, nahm der luxemburgische Gouverneur Mansfeld die Güter desselben im Luxemburgischen, die Grafschaft Vianden mit St. Vith, Dasburg und Bütgenbach in Beschlag; dafür machten die Geusen mehrere verheerende Raubeinfälle in das Herzogtum. Unser Land diente Spanien zum Werbe- und Sammelplatze der Söldner. Anhaltende Durchzüge von Truppen nach den empörten Provinzen, mehrjährige Mißernten, Krankheiten und alle Uebel im Gefolge des Krieges, sowie die Einfälle und Raubzüge der holländischen Freibeuter brachten das Land in einen elenden Zustand.

Die 1596 wieder ausgebrochenen Kriege zwischen Spanien und Frankreich brachten nochmals Unheil über das Luxemburger Land. Heinrich IV., König von Frank-

---

[1]) Bericht des Staatsrates an den General-Gouverneur, datiert vom 7. November 1701.

reich, schickte den Vicomte von Türenne an der Spitze eines beträchtlichen Heeres in das Herzogtum Luxemburg, um es zu erobern; und während dieser sich Ivoix, Montmedy, Laferté und Virton unterwarf, nahmen die mit ihm verbündeten Holländer Echternach ein und plünderten es. Dann drangen die Verbündeten bis Diedenhofen vor, konnten es aber nicht überwältigen und mußten unverrichteter Dinge sich zurückziehen.

Im nachfolgenden Jahre machte der französische Marschall Biron mit 6000 Mann einen zweimaligen Versuch, die Festung Luxemburg während der Nacht zu überrumpeln. Das wachsame Auge des Grafen von Mansfeld vereitelte der Feinde Unternehmen, und den vereinten Anstrengungen der Besatzung und der Bürgerschaft gelang es, die Franzosen mit bedeutenden Verlusten nach Longwy zurückzuschlagen.

Während der religiösen Wirren in den niederländischen Provinzen verhielt sich Luxemburg vollständig ruhig. Und als im Jahre 1598 Albert und Isabella, denen Philipp III. die Regierung der Niederlande übertragen hatte, den Huldigungseid ihrer Unterthanen entgegennahmen, zeichnete der Erzherzog die treuen Luxemburger auf ehrenhafte Weise aus. Als echten Deutschen gestattete er ihnen, den Huldigungseid in deutscher Sprache abzulegen, und erlaubte ihnen, bei der Eidesleistung nur einen Finger zu erheben, während die niederländischen Abgeordneten dem herkömmlichen Brauche gemäß den Eid mit zwei Fingern leisten mußten. Als sich die Belgier über diese an sich unbedeutende Auszeichnung laut beschwerten und ihre Unzufriedenheit kund gaben, soll Albert gesagt haben: „Was wundert ihr euch? Ihr habt euch gegen Gott und den König empört; die Luxemburger aber sind Gott und ihrem König immer treu geblieben;

sie können mir mit einem Finger, ja selbst mit einem Winke ihrer Augen ein hinlängliches Zeichen der Treue geben" [1]).

Im Jahre 1604 starb der Graf von Mansfeld, welcher länger als ein halbes Jahrhundert Gouverneur von Luxemburg gewesen war; er starb am 22. Mai, im Alter von 85 Jahren. Er hatte sein Vaterland mit Tapferkeit, Umsicht und Milde verwaltet und sich die Liebe der Luxemburger in vollem Maße erworben. Mit ihm verlor das Land seinen streitbarsten Krieger. Zu seinem Nachfolger in der Verwaltung des Herzogtums Luxemburg wurde Graf Florentin von Berlaymont, Ritter des goldenen Vließes, ernannt.

[1]) Im Jahre 1728 wurde den Luxemburgern das Vorrecht, den Huldigungseid in deutscher Sprache abzulegen, aufs Neue bestätigt.

V.

Luxemburg unter Ludwig XIV.

Auf Isabella folgte der Infant von Spanien, Don Ferdinand als Statthalter der Niederlande. Seine Regierung ist durch einen langen und mörderischen Kampf bezeichnet, dessen Schauplatz wieder das unglückliche luxemburger Land war. Ludwig XIII. von Frankreich hatte sich nämlich mit den Holländern verbunden, um die katholischen Niederlande der spanischen Herrschaft zu entreißen, und bei der darauf folgenden Teilung sollte Luxemburg an Frankreich fallen. Die Trierer begaben sich gleich anfangs unter französischen Schutz und nahmen eine französische Besatzung in ihre Stadt auf. Der Graf von Embden, Statthalter von Luxemburg, erhielt den Auftrag, gegen Trier feindlich vorzugehen. Er überfiel die Stadt während der Nacht, schleppte den reichsverräterischen Kurfürsten gefangen nach Luxemburg und lieferte ihn dem Kaiser aus. Die Franzosen verheerten das Luxemburger Land, namentlich den wallonischen Teil desselben, und da 1636 auch noch die Pest ausbrach, geriet das Herzogtum in das größte Elend.

Nachdem die Franzosen sich der Stadt Diedenhofen bemächtigt hatten, dachten sie daran, auch andere Grenz-

festungen wegzunehmen, und sie unternahmen am 11. Juni 1656 die Belagerung der Stadt Montmedy. Diese hatte nur eine schwache Besatzung: 736 Mann sollten gegen ein ganzes Heer kämpfen; dennoch wollten sie nichts von Übergabe wissen und widerstanden siegreich den ersten Angriffen der Franzosen. Ludwig XIV. kam selbst zu dem Heere, dem er noch Verstärkungen zuführte, aber dessenungeachtet weigerte sich der tapfere Statthalter, Johann von Allamont, ein junger Luxemburger, eine Kapitulation einzugehen, und er erklärte, es sei rühmlicher, im Kampfe gegen einen großen König den Tod zu finden, als sich ihm zu ergeben. Und diesen glorreichen Tod fand der heldenmütige Jüngling auch. Die Franzosen hatten nämlich ihre Minen unablässig vorangerückt, und als er hörte, daß sie dieselben sprengten, eilte er zur Verteidigung herbei und wurde von einer feindlichen Kugel tötlich verwundet. Er versammelte seine Offiziere um sich herum, munterte sie zur Einigkeit auf und sagte: „Ich sterbe zufrieden, denn ich sterbe für Gott, den König und das Vaterland!“ Sein Tod lähmte die Kräfte der wenigen Verteidiger der Stadt, und diese mußte sich am 10. August desselben Jahres ergeben. Das schönste Lob gab Ludwig XIV. dem heldenmütigen Luxemburger: „Ich will nicht in die Stadt einziehen“, sagte er, „da derjenige nicht mehr ist, den ich gewünscht hätte, zu sehen.“

Die Feindseligkeiten dauerten noch einige Zeit fort, und schon glich das bis zum Tode ermattete Luxemburger Land einer Einöde, als endlich 1659 der pyrenäische Friede zustande kam und 60 000 Luxemburger unter französische Herrschaft brachte. An Frankreich fiel nämlich der südliche Teil des Landes, d. h. Diedenhofen, Roussy, Rodenmacher, Kettenhoven, Königsmacher, Montmedy, Damvillers, Ivoix-Carignan, Chavency und Marville

nebst den zugehörigen Herrschaften[1]). Die Bewohner dieser Gegenden mußten nach so vielen Jahrhunderten eines gemeinschaftlichen Lebens ihre Mitbürger verlassen, die Gesetze eines ihnen unbekannten Herrschers anerkennen und die Schicksale eines fremden Volkes teilen. Erst 211 Jahre später glich das glorreiche deutsche Heer durch die Besetzung Diedenhofens und der Umgegend die damalige Schwäche wieder aus.

Ludwig XIV. war mit seiner Beute noch nicht zufrieden. Luxemburg selbst wollte er haben und dazu war ihm kein Mittel zu schlecht. In seiner Geschichte des Luxemburger Landes erzählt Schötter ausführlich, wie der französische König durch Verrat in den Besitz der Stadt zu kommen suchte. Ludwig XIV., schreibt er, welcher seit seiner Selbstregierung Luxemburg nie aus den Augen verlor, hatte schon vor der Eröffnung der Feindseligkeiten mit Spanien den Plan entworfen, durch List und Verrat in den Besitz der für ihn so wichtigen Stadt zu gelangen. In der Stadt selbst fand der König einen Verräter, der bereit war, ihm in der Ausführung seines Vorhabens hülfreiche Hand zu bieten. Pierre Pillard hieß dieser Elende; Franzose von Geburt und Proviantmeister für das Herzogtum Luxemburg, unterhielt er geheime Beziehungen mit dem Gouverneur von Diedenhofen und war mit diesem übereingekommen, daß an einem bestimmten Tage, im Monat April 1667, die Truppen der Besatzung von Diedenhofen, in mehrere

[1]) Das Land bestand nun gemäß dem 1771 vollendeten Kataster aus 18 Quartieren: 1. Luxemburg, 2. Diekirch, 3. Echternach, 4. Grevenmacher, 5. Remich, 6. Vianden, 7. Bitburg, 8. St. Vith, 9. Arlon, 10. Bastogne, 11. Chiny, 12. Durbuy, 13. Houffalize, 14. La Roche, 15. Marche, 16. Neufchateau, 17. Orchimont und 18. Virton.

Haufen geteilt und als Landleute verkleidet, zu einer auf dem Glacis vor der Stadt befindlichen Kapelle wallfahren und sodann durch einen von ihm geschickt geleiteten Handstreich sich der Stadt bemächtigen sollten. Durch einen glücklichen Zufall wurde dieser ruchlose Plan jedoch vereitelt.

Wie Tellot in seinen Memoiren erzählt, hatte Pillard am Fuße des Bockfelsens einen Garten, welcher vermittelst einer Thüre in der Ringmauer mit der Unterstadt Grund in Verbindung stand. In diesem Garten war ein unterirdisches Gewölbe, in welchem der Verräter Waffen und Leitern zur Anlegung des Feuers angehäuft hatte. Ein Haufen der als Bauern verkleideten Soldaten sollte der Verabredung gemäß heimlich in den Garten kommen, die Wächter am Thore niedermachen und einige Häuser in Brand stecken, um die Bürger mit der Löschung des Feuers zu beschäftigen.

Nachdem Pillard alles genau angeordnet hatte, gab er einem seiner Vertrauten den Befehl, sobald Alarm oder Tumult in der Stadt entstände, zwei Laternen anzuzünden und dieselben an den Fenstern seines Hauses anzubringen. Diese Laternen mit großen Transparents trugen die mit Lilien umflochtene Inschrift: „Vive la France!“ Um aber gar keinen Verdacht auf sich zu ziehen, reiste Pillard an demselben Tage nach Brüssel, ohne jemand von dem bevorstehenden Ereignis in Kenntnis zu setzen.

Da geschah es, daß gerade an dem Tag, an welchem die erwähnten Schein-Prozessionen von mehreren Seiten kommen sollten, der Pfarrer von Hollerich mit seinem Kirchenmeister morgens früh bei dem Fort St. Jost auf der Lauer war. Er schoß nach einem Hasen, ohne ihn zu treffen. Die Schildwache rief: „Wer da?“ Der

Pastor gab keine Antwort, lud sein Gewehr wieder und that bald einen zweiten Schuß. Die Schildwache schrie zu wiederholten Malen: „Wer da?“ und als ihr nicht geantwortet wurde, brannte auch sie ihr Gewehr los. Dieser Schuß veranlaßte Alarm in der Wachtstube und bald nachher in der ganzen Stadt.

Zu gleicher Zeit bemerkte der Kirchenvorsteher auf der Anhöhe oberhalb Hollerich eine Prozession, welche unter Gesang und Gebet dem Dorfe sich näherte. Da lief er schnell zur Kirche, um, der Sitte gemäß, die Glocken zu läuten. Die vermeintlichen Pilger hielten das Geläute für die Sturmglocke und die Schüsse, die gefallen waren, für das Alarmsignal in der Stadt. Sie beschleunigten ihre Schritte in der Meinung, der günstige Augenblick, gegen die Stadt vorzugehen, sei gekommen, fanden sich aber bitter getäuscht, als sie die Thore geschlossen und einen jeden auf seinem Posten fanden. In der Stadt herrschte große Unruhe; die Bürger rotteten sich zusammen und verlangten neugierig zu wissen, was vorgefallen. Da kamen plötzlich, zum Staunen der ganzen Einwohnerschaft, die zwei Laternen an dem Hause des Proviantmeisters Pillard zum Vorschein. Der Gouverneur, Prinz von Chimay, ließ eine Untersuchung anstellen, und die Briefschaften des Entflohenen lieferten den unumstößlichen Beweis seiner hochverräterischen Absichten.

Pillard's Frau und Töchter, die ganz unschuldig waren, ließ die Regierung in einem geschlossenen Wagen aus der Stadt bringen, um sie vor der Wut des Volkes zu schützen. Er selbst wurde in Brüssel ergriffen, des Hochverrats überführt und an den Galgen geknüpft. Unmittelbar vor seinem Tode verlangte er als letzte Gnade Feder und Tinte, um nur sieben Buchstaben niederzuschreiben. Diese Bitte wurde ihm gewährt. Da schrieb

er denn auf ein Blatt Papier sieben PPPPPPP, die man folgendermaßen erklärte: Priez Pour Pauvre Pierre Pillard Pécheur Pendu (Betet für den armen gehenkten Sünder Pierre Pillard).

Zum Andenken an diesen scheußlichen Verrat wurde unter dem Gewölbe des Schloßthores ein dicker runder Stein mit folgender Inschrift angebracht:

Detestabili Petri Pillard peregrini proditoris memoriæ qui satanica fraude seductus urbem hanc per vicinum hortum tradere volens hosti, Bruxellis suspendio perfidiæ pœnas dedit.

(Dem fluchwürdigen Andenken des Verräters Peter Pillard, welcher Fremdling auf Eingebung des Teufels diese Stadt vermittelst seines in der Nähe gelegenen Gartens dem Feinde überliefern wollte und zur Strafe für seine Treulosigkeit in Brüssel aufgeknüpft wurde.[1])

Nach dem schmählichen Verrat Pillards wurde Ludwig XIV. auf längere Jahre mit Holland in Krieg verwickelt, doch ließ er Luxemburg noch immer nicht außer Auge. Er ließ nämlich mehrere in Luxemburg befindlichen Offiziere der Besatzung bestechen, damit diese eine Verschwörung bilden sollten, um die Stadt dem

[1]) Nach der Einnahme der Stadt ließ der König von Frankreich diesen Stein entfernen und zermalmen Da Pillards Vermögen eingezogen worden, so wanderten seine Kinder nach Frankreich aus. Dieselben wandten sich an Ludwig XIV. mit der Bitte, er möge das Andenken ihres unglücklichen Vaters rehabilitieren. Dies that auch Ludwig XIV., vermittelst eines Patentes, datiert St. Germain-en-Laye, im Juli 1669, in welchem der König erklärte, daß Pillard den Tod unschuldig erlitten und nie im Einverständnis mit Frankreich den Plan, die Stadt Luxemburg dem Feinde zu überliefern, entworfen habe. Es braucht wohl nicht bemerkt zu werden, daß dieses aus Gefälligkeit ausgestellte Patent jeder historischen Wahrheit entbehrt. (Schötter, Geschichte rc., S. 285 ff.)

französischen König zu überliefern. Unter den Verschworenen befanden sich der Kapitän Külwein, ein Deutscher, de Gennières, ein Franzose, Goffard, aus dem Lütticher Lande, und Descombes aus Savoyen. Die Verschwörung wurde entdeckt, als Külwein seinen Bedienten mit einem Instrumente schickte, um an verschiedenen Stellen die Höhe der Wälle zu messen. Eine Schildwache nahm diesem das Instrument ab und führte ihn in die Wachtstube, und der wachthabende Offizier sandte den Burschen zum Kommandanten der Festung, welcher sogleich auf die Papiere des Kapitäns Külwein Beschlag legte. Diese Papiere gaben über das Komplott ausgiebigen Aufschluß. Des Hochverrates überführt, wurden Külwein und de Gennières an den Galgen geknüpft, Goffard und Descombes aber enthauptet. Die Hinrichtung fand statt am 18. Juni 1678. [1])

Als es Ludwig XIV. nicht gelang, durch Verrat in den Besitz der Stadt zu kommen, überzog er das unglückliche Luxemburger Ländchen von neuem mit Krieg. Gegen alles Recht der Völker und Staaten rückten die französischen Heere wieder ins Land und bedrohten die Hauptstadt. Brand und Verwüstung bezeichneten die Wege der Franzosen. Gegen Ende des Jahres 1682 erschien der Marschall von Crequi mit einem Heere von 12 000 Mann vor Luxemburg und hielt es bis in den März des folgenden Jahres von allen Seiten eingeschlossen, aber seine Hoffnungen sah er getäuscht. Die Einwohner vereinigten sich mit der Besatzung und machten so glückliche Ausfälle, daß die Franzosen sich zurückziehen mußten. Aber Ludwig XIV. bestand darauf, Luxemburg zu besitzen, und schon im November desselben Jahres erschienen die Franzosen mit verstärkter Macht vor der Stadt.

---

[1]) Schötter, Geschichte 2c. S. 293 f.

Vom 22. bis zum 27. Dezember warfen sie mehr als 6000 Bomben und Granaten in die Festung. Die ganze Stadt wurde in einen Schutthaufen verwandelt, so daß sie einen wahrhaft trostlosen Anblick darbot[1]). Dennoch wollten die Luxemburger von Übergabe nichts hören und zwangen abermals die Feinde sich unverrichteter Sache zurückzuziehen. Aber am 28. April 1684 kam der Marschall von Crequi zum dritten Male mit 25 000 Mann vor Luxemburg; doch wenn auch diesmal die Stadt sich mutig verteidigte, so wurde sie auch mit nicht weniger Hartnäckigkeit belagert: an 37 000 Kanonenkugeln wurden auf dieselbe geschossen. Erst als die Feinde die Laufgräben eröffnet, die Unterstadt Grund eingenommen und die Abtei Münster in Brand gesteckt hatten, entschloß sich der Gouverneur, Prinz von Chimay, zu kapitulieren, und zog mit allen kriegerischen Ehren durch die Breschen aus der Stadt. Die Besatzung hatte beim Beginn der Belagerung 5000 Mann gezählt und bei ihrem Abzuge waren nur mehr 1700 übrig; auch hatte eine große Anzahl Einwohner bei der Verteidigung der Mauern das Leben verloren. Viele Luxemburger verließen die Stadt und folgten dem Prinzen von Chimay und der abziehenden Garnison.

Groß war die Begeisterung, welche die Eroberung Luxemburgs in Frankreich hervorrief. In Inschriften, Medaillen und Gedichten verherrlichte man den Roi Soleil, daß er sich in seiner Habgier einer deutschen Stadt bemächtigt hatte[2]).

---

[1]) Bei dieser Gelegenheit machten die Franzosen das Chronogramm: DestrVCtIo VrbIs LVXeMbVrgensIs. („Zerstörung der Stadt Luxemburg".)

[2]) Nach der Einnahme der Stadt schrieb Vauban an Louvois: „Es ist die schönste und glorreichste Eroberung, die der König je

Sobald Ludwig XIV. sich im Besitze Luxemburgs sah, ließ er unter Leitung des Ingenieur-Generals Vauban die durch die heftige Belagerung beschädigten Festungswerke wiederherstellen und vergrößern und zwar mit einem solchem Eifer, als wenn der Besitz der Stadt ihm auf ewige Zeiten zugesichert worden wäre. Doch es sollte anders kommen. Das Land blieb allerdings dreizehn lange Jahre hindurch unter französischer Fremdherrschaft, und doch war es in dieser Hinsicht noch glücklicher als das drei Jahre früher gefallene Straßburg.

Im Jahre 1687 besuchte Ludwig die Stadt Luxemburg und suchte während seines kurzen Aufenthaltes die Einwohner durch verschwenderische Freigebigkeit zu gewinnen. Wie Hohn klingen die Worte, welche bei dieser Gelegenheit der Gerichtsherr des Adels, Baron von Metternich, in Gegenwart der Nobilität des ganzen Landes an den König richtete:

„Der Adel des Herzogtums Luxemburg fühlt sich „glücklich, unter der Herrschaft Ew. Majestät zu „stehen; er wirft sich Ihnen zu Füßen mit dem „Anerbieten seines Herzens, seiner Güter, seines „Blutes und seines Lebens. Er bittet Ew. Majestät, „das Anerbieten seiner treuesten und ergebensten „Unterthanen gnädig annehmen zu wollen."

Wenn ich diese Worte als einen Schandfleck bezeichnete, der ewig an der Geschichte Luxemburgs haften

---

gemacht hat; sie wird unsere Grenze in einen solchen Zustand versetzen, daß sie von allen Seiten frei sein wird, und daß die Deutschen das Königreich nie von dieser Seite werden angreifen können." Und er fügte hinzu: „Jetzt kann man sagen, daß Charleville und Mont-Olympe nicht mehr notwendig sind, Sedan und Bouillon fast nicht mehr, Stenay noch weniger, Verdun und Toul gar nicht mehr, und Montmédy und Longwy so gut, wie nicht mehr.

bleiben wird, so war ich damit in meinem vollen Rechte. Man wollte jedoch diese gleißnerischen Worte des Luxemburger Adels dadurch zu rechtfertigen suchen, daß man sagte, Luxemburg habe unter dem französischen Räuberkönig „einen Wohlstand und eine Wohlfahrt erreicht, die es in früheren Zeiten nicht gekannt hatte." Ich will hier keine kritisch-geschichtlichen Erörterungen anstellen, ich bemerke nur eins: Frankreich, das doch zuerst die Wohlthaten der Regierung des Roi Soleil hätte genießen müssen, wurde eben durch dieselben arm und schwach, so mächtig es auch nach Außen zu sein schien. Wie es in Frankreich stand beim Tode Ludwigs XIV., darüber sagt ein Geschichtsschreiber (J. F. Eiselen): „Der stolze, übermütige König starb am 1. September 1715 und das Volk zog jubelnd, spottend und schimpfend hinter seiner Leiche einher. Er hatte es arm und sittenlos gemacht." [1]) Inbezug auf Luxemburg darf man übrigens eins nicht außer acht lassen; das ganze Land war durch die französischen Invasionen, welche auch kein Schein von Vorwand zu rechtfertigen vermag, gänzlich verwüstet worden, die Hauptstadt selbst war nur mehr ein Trümmerhaufen, und wenn unter diesen Umständen die Franzosen wenigstens einiges dazu beitrugen, um dem unglücklichen Lande wieder auf die Beine zu verhelfen, wer sollte ihnen dafür Dank wissen?

Ich nehme sogar an, Luxemburg sei wohlhabend geworden unter Ludwig XIV. Weshalb pocht man denn da so sehr auf die materielle Blüte des Landes, während noch letzthin, als in einer Zeitung bemerkt worden war, Luxemburg verdanke den Aufschwung seines Handels der Gemeinschaft mit dem Zollvereine und es könne in

[1]) Ersch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, 47. Teil, S. 349.

materieller Hinsicht nur gewinnen durch eine engere Verbindung mit Deutschland, eine Luxemburger Zeitung sagte: „Dann solle verflucht sein der Tag, wo bei uns der Keim zu materiellem Wohlstande sich zu entwickeln begonnen hat.“ Also, weil man glaubt, früher habe einmal der Handel durch den Anschluß des Landes an Frankreich sich ein wenig gehoben, deshalb segnet man jetzt Frankreich und man verflucht Deutschland, weil dieses, durch eine unerklärliche Großmut bewogen, das Luxemburger Land im deutschen Zollverein gelassen . . . Ist das der Dank der Luxemburger? Ist das Luxemburgertum?[1])

Es mag sein, daß das glanzvolle Aeußere, welches dem Zeitalter Ludwigs XIV. einen so nichtigen Schein aufdrückte, auch Luxemburg übertüncht hatte, aber glücklich konnte sich das Volk nicht fühlen unter der Herrschaft der Franzosen, welche ihm als Fremde und als Feinde galten und welche es mit einer Erbitterung bekämpft hatte, die nur der tötlichste Haß zu verleihen vermag.

[1]) In „Der Wähler, Organ für die Wahlen des Monats Juli 1872“ (Nr. 4) kann man wörtlich folgendes lesen: „Was Preußen (d. h. Deutschland) uns gewähren will, das haben wir schon von Rechtswegen und das verpflichtet uns zu keinem Dank“. Solche Äußerungen findet man noch jetzt immer in den Luxemburger Zeitungen.

VI.

Luxemburg unter österreichisch-deutscher Herrschaft.

Die französische Herrschaft konnte keine festen Wurzeln in Luxemburg fassen und sie hatte bald ihr Ende erreicht [1]). Beim Abschlusse des Ryswiker Friedens (1697) wurde festgesetzt, daß das Luxemburger Land mit Ausnahme des im Pyrenäischen Frieden an Frankreich abgefallenen Teiles, an die spanische Herrschaft zurückfallen sollte. Am 8. Juni 1698 zogen die Franzosen aus der Stadt, welche die Spanier mit ihren Verbündeten, den Bayern, Holländern und Pfälzern für Karl II. wieder in Besitz nahmen. Als dieser jedoch bereits 1700 kinderlos starb und infolge dessen der spanische Erbfolgekrieg ausbrach, wurde das Luxemburger Land im Namen des Herzogs von Anjou, der als Philipp V. die spanische Krone erhielt, 1701 von Neuem durch die Franzosen besetzt.

---

[1]) Daher hat man auch Recht, wenn man die Felsenstadt Luxemburg sagen läßt:

Sum petra, petrino non crescunt lilia fundo:
In petris aquilae nidificare solent.

Fels bin ich und Lilien gedeihen nimmer auf Felsen;
Hoch auf Felsen sind nur Adler zu nisten gewohnt.

Am 6. Februar überrumpelten 7000 Franzosen die Hauptstadt und bemächtigten sich derselben. Zehn Jahre später trat Philipp V. die spanischen Niederlande an den Herzog Maximilian Emanuel von Bayern ab; aber dieser konnte nur die Provinzen Luxemburg und Namür in Besitz nehmen und regierte blos drei Jahre über dieselben. Maximilian kam am 22. Mai 1712 nach Luxemburg und wurde dort feierlich als Oberherr des Landes anerkannt. Aber im Frieden von Utrecht (1714) mußte er das Herzogtum Luxemburg an Karl VI. abtreten und so kam dieses endlich wieder unter österreichisch-deutsche Herrschaft.

Da schien denn dem Luxemburger Lande, welches als der Zankapfel der mächtigsten Fürsten Europas so lange und so viel gelitten, eine bessere Zukunft emporzublühen. Unter der weisen und väterlichen Regierung des österreichischen Monarchen begann das von so vielen stürmischen Zeiten heimgesuchte Land wieder aufzuatmen und fand unter Karl VI. (1715—1740) die lang ersehnte Ruhe. Mit freudiger Zuversicht huldigten die Luxemburger dem Herzoge von Oesterreich und deutschen Kaiser. Ihre Hoffnungen wurden nicht getäuscht, denn Karl VI. war in der That der Trutz der Gewaltigen und der Schutz der Schwachen, und unter seiner Regierung, die überhaupt das Glück aller seiner Staaten war, erfreute sich das Luxemburger Land eines segenreichen Friedens. Er gab zahlreiche das Wohl des Landes bezweckende Verordnungen; besonders ermunterte er den Ackerbau und suchte den Handel durch Herabsetzung der Zölle, Anlegung neuer Straßen, Errichtung eines regelmäßigen Postkutschendienstes u. s. w. zu fördern. Karl war auch dafür besorgt, daß Luxemburg in einem guten Verteidigungszustande sein sollte, damit im Falle eines Krieges

die Einwohner nicht mehr einem Ueberfall ausgesetzt sein sollten; deswegen besuchte im Jahre 1726 der General-Ingenieur der Niederlande die Festung Luxemburg und ließ neue Werke anlegen.

Wenn auch Karls VI. Regierung keine Mannigfaltigkeit der Ereignisse darbietet, so erfreute sich Luxemburg aber eines Zustandes, der nach den Aussagen der Geschichtsschreiber nie blühender, nie glücklicher war. Dieses Urteil wird man auch dann aufrecht erhalten, wenn man die vielleicht nicht ganz günstigen Berichte der Handwerksinnungen jener Zeit liest, denn man muß doch offenbar auf die damaligen Zustände Rücksicht nehmen und man darf jene Zeit nicht mit der unsern vergleichen.

Ein Jahr vor dem Tode Karls VI. fiel ein Ereignis vor, welches die Einwohner aus ihrer Ruhe und Sicherheit aufschreckte. Es hatte sich nämlich in der Hauptstadt eine Verschwörung gebildet, bekannt unter dem Namen der Pulververschwörung, und es handelte sich um nichts weniger, als die Stadt den Franzosen zu überliefern. Doch zum Glücke wurde dieser abscheuliche Verrat entdeckt, die Teilnehmer festgenommen und auf dem Waffenplatze hingerichtet. Es macht dem Lande Ehre, daß kein Luxemburger daran Teil nahm, sondern lauter elende Franzosen, die sich in der Stadt befanden.

Kaum hatte Maria Theresia (1740—1780) den Thron bestiegen, als der bekannte österreichische Erbfolgekrieg ausbrach. Sobald jedoch die Kriegsstürme ausgetobt hatten, suchte die edle Kaiserin die Wohlfahrt und das Glück ihrer Völker durch weise Gesetze und Einrichtungen zu begründen und zu befestigen. Unter ihrer Regierung blühte Luxemburg sichtbar auf. Besonders hervorgehoben zu werden verdient ein noch vorhandenes Schreiben der

Kaiserin, worin sie den Einwohnern ihrer „guten Stadt Luxemburg“ für die Beweise voll Anhänglichkeit an das österreichische Haus die vollste Zufriedenheit ausdrückt. Damit in Zukunft das Luxemburger Land nicht mehr wegen Grenzstreitigkeiten den Einfällen der Franzosen ausgesetzt sein sollte, wurde 1769 mit Frankreich eine Übereinkunft getroffen, gemäß welcher die Grenzen definitiv festgesetzt wurden.

Unter Joseph II. (1780—1790) erhoben auch die Luxemburger Beschwerden gegen die in Holland und in Luxemburg eingeführten Reformen und es blieb Leopold II. (1790—1792) vorbehalten, die Ruhe wieder herzustellen. Leopold's Sohn Franz II. (1792—1795) erhielt schon kurz nach seiner Thronbesteigung eine Kriegserklärung von seiten der französischen Republik. Damit begann für Luxemburg wiederum eine Zeit französischer Fremdherrschaft. Es ist dies die unglücklichste Periode in der ganzen Luxemburger Geschichte.

VII.

Luxemburg zur Zeit der französischen Revolution.

Im Jahre 1789 war die französische Revolution in Paris ausgebrochen, und da die Franzosen der Aufforderung der fremden Mächte, ihren gefangenen König freizugeben, nicht entsprachen, so brach der Krieg aus. Während die Belgier, welche seit Joseph II. die österreichische Herrschaft nur ungern ertrugen, die republikanischen Scharen mit offenen Armen empfingen, verblieben die Luxemburger in ihrer Anhänglichkeit an das Fürstenhaus.

Die Luxemburger konnten sich nicht begeistern für das Werk der französischen Revolution. Sie waren zu schwachsinnig, um einzusehen, daß dieselbe wenigstens einiges Gute im Gefolge haben könnte. Die Leute erzählten sich überall im Lande von den grausamen Metzeleien, an welchen sich der Pariser Pöbel sättigte, und sie sprachen nur mit Zittern und mit Schrecken den Namen Robespierres aus. Ein tieferes Verständnis konnten die Luxemburger der Revolution nicht abgewinnen, und so wie sie von jeher alles Französische verdrehten, eben weil sie als Fransquillonen es nicht verstanden, so machten sie sich auch damals lustig über Vorkommnisse, welche die Begeisterung, die der Ausbruch der Revolution bei Männern

wie Schiller und Göthe anfänglich hervorgerufen hatte, so betrübend niederdrückten. Robespierre nannten die Luxemburger Rockels Pir (= Peter Rockel), und die Monatsnamen Messidor, Thermidor ꝛc. verdrehten sie in Fressidor, Schnorridor ꝛc.

Als die Franzosen nun auch über das Luxemburger Land hereinbrachen und dort schrecklich zu hausen anfingen, da griff im ganzen Herzogtum die Bevölkerung zu den Waffen. Die undisziplinierten Scharen der Franzosen durchzogen sengend und mordend das Land und ließen nichts hinter sich, als hungernde Menschen, zerstörte Städte und Dörfer. Begreiflich ist es daher, daß die Landbewohner mit verzweifelter Tapferkeit ihren Herd gegen die fremden Eindringlinge verteidigten. Sie brachten oft dem Feinde empfindliche Verluste bei, aber von der Übermacht niedergeworfen, mußten sie ihren Widerstand hart büßen. In einem dieser ungleichen Kämpfe traf das Dorf Düdelingen am 17. Mai 1794 ein furchtbarer Schlag. Beim Herannahen der Franzosen griff die ganze männliche Bevölkerung zu den Waffen, wurde aber vom Feinde umringt und sämtlich niedergemacht; das Dorf wurde ein Raub der Flammen.

Am 18. Mai machten die Österreicher unter dem General Beaulieu einen Angriff auf das Lager der Franzosen, zwischen Bellevaux und Noirefontaine, und zwangen sie, sich nach Sedan zurückzuziehen. Aber bald fügten die Feinde den Österreichern neuen Schaden zu: sie legten das Schloß und das Dorf Esch, Bascharage und Zolver (Soleuvre) und das Schloß Sanem in Asche und setzten sich wieder in den Besitz der Stadt Arlon, welche noch mehrere Male von beiden Teilen erobert wurde.

Als nun die Franzosen nach dem Siege bei Fleurus (in der belgischen Provinz Namur) am 26. Juni 1794

sich die Niederlande völlig unterwarfen, wurde die Gefahr drohender als jemals für unser Land; immer näher und näher wälzte sich der verwüstende Strom heran, und schon begann man in Luxemburg zu zittern. Diese Furcht war auch leider nur zu begründet, denn bald erhielten die Einwohner den Befehl, sich auf vier Monate mit Lebensmitteln zu versehen, und alle Fremden die Weisung, die Stadt zu verlassen. Am 4. August fielen die französischen Truppen von allen Seiten in das Land, und am 17. erschienen sie auf der Senningerhöhe. Dort lieferte man ihnen ein Gefecht, aber dieses, sowie einige Ausfälle, welche die 14 000 Mann starke Besatzung machte, blieben fruchtlos, und am 21. November befand sich die Stadt förmlich im Belagerungszustande.

Während der Belagerung stand die Bürgerschaft der Besatzung treulich zur Seite, besonders war es das einige Jahre früher organisierte freiwillige Jägerkorps, das die kaiserlichen Truppen bei den häufigen Ausfällen wacker unterstützte. Während sechs Monaten und siebenzehn Tagen teilte die Bürgerschaft die Mühen und Entbehrungen der österreichischen Soldaten. Gereizt von dem Vandalismus, mit welchem die Franzosen überall hausten, hatten inzwischen die Landleute in vielen Teilen des Herzogtums die Waffen ergriffen, um sich gegen Plünderung und Mordbrennerei zu schützen; die gegen sie gesandten französischen Truppen konnten dieselben erst nach mehreren Gefechten überwinden. Endlich aber mußte Luxemburg kapitulieren, weil, von Lebensmitteln entblößt, es sich nicht mehr halten konnte.

Die Kapitulation, im Einverständnisse mit dem Souveränen-Rate vorgeschlagen, wurde am 17. Prärial, Jahr III (5. Juni 1795) zu Itzig von dem Divisions-General Hatry, dem Befehlshaber der Truppen der

französischen Republik vor Luxemburg, unterzeichnet. In den Bedingungen hieß es u. a.: „Übrigens sollen die Luxemburger auf die französische Ehrlichkeit rechnen und in jeder Hinsicht wie die übrigen Länder regiert werden.“ Jawohl, Luxemburg sollte nur zu bald erfahren, wie die eroberten Länder regiert wurden!

Am 10., 11. und 12. Juni 1795 zog die Besatzung mit allen kriegerischen Ehren aus der Festung, legte vor der Stadt die Waffen nieder und marschierte dem Rheine zu. „Die luxemburger Jäger“, berichtet ein Zeitgenosse, „legten mit großem Leidwesen ihre Uniformen ab und gaben ihre Waffen auf das Stadthaus. Die Braven hatten wie Brüder untereinander gelebt, Gefahr und Entbehrung geteilt und bei jeder Gelegenheit neue Lorbeeren erworben. Die freiwilligen Bürgerjäger der Stadt und die bewaffneten Bauern, welche sich bei jeder Gelegenheit auszeichneten, hatten im Verhältnis zu ihrer geringen Zahl am meisten verloren. Beweis genug, wie sehr sie sich hervorgethan, und wie sie keine Gefahr gescheut, sondern allen Dienst mit besonderem Eifer versehen hatten. Wie die Jäger, so waren auch die Bürger von dem besten Geiste beseelt und hatten unter sich sowohl als mit der Besatzung sich in Gefahr und Not gegenseitig ermuntert und unterstützt. Die abziehenden Oesterreicher erhielten die sprechendsten Beweise der Anhänglichkeit der luxemburger Jäger, und die Soldaten zogen davon unter dem Weinen und Wehklagen der Bürger. Viele derselben und namentlich mehrere freiwilligen Jäger folgten den abziehenden Österreichern.“ Vor seiner Abreise richtete der Statthalter, Baron von Bender, Abschiedsbriefe an den Souveränen-Rat und das Jägerkorps, worin er ihnen seinen Dank für den Patriotismus abstattet, womit die Bürgerschaft die Gefahren und den Ruhm der Besatzung geteilt hatte.

So fiel denn Luxemburg nach einer Verteidigung, die Rotteck die „heldenmütigste“ nennt, in die Hände seiner Feinde und wurde ein französisches Departement unter dem Namen „Département des forêts“ (Wälderdepartement).

Kaum waren die Österreicher abgezogen, so errichteten die Franzosen in Luxemburg den „Freiheitsbaum“ gegenüber der Hauptwache auf dem Paradeplatze, und die Bürger wurden gezwungen, die dreifarbige Kokarde zu tragen. Eine Kriegssteuer von 900 000 Franken wurde der Stadt auferlegt, und als die verlangte Summe nicht zur bestimmten Zeit einlief, wurden sieben angesehene Bürger als Geiseln ins Gefängnis geworfen, bis man endlich die geforderte Summe zusammenbrachte, nachdem die Zufluchtshäuser von sieben Abteien fast 350 000 Franken beigelegt hatten.

Die Einverleibung des Herzogtums Luxemburg in die französische Republik erfolgte am 1. Oktober 1795 durch Beschluß des Pariser Nationalkonvents und wurde bestätigt in dem Frieden von Campo-Formio 1797 und durch den Vertrag von Lunéville 1801.

Am 8. Oktober 1795 wurden die Gesetze der französischen Republik in Kraft gesetzt und Luxemburg teilte nun die Schicksale Frankreichs. Jetzt begann für das hart mitgenommene Land eine Zeit schwerer Prüfung. Fabelhaft waren die Forderungen an Menschen und Geld, die Frankreich an das kleine Luxemburg stellte. Die Conscription, eine dem Lande bisher fremd gebliebene Last, wurde eingeführt und traf dasselbe bei den beständigen Kriegen doppelt hart. Die Söhne unseres Landes wurden auf allen Schlachtfeldern als Kanonenfutter benutzt. Unter all den Tausenden von Luxemburgern, welche ihr Blut für Frankreich vergossen, erhielt, nach der Aussage

des Luxemburger Geschichtsschreibers Gläsener, auch nicht einer den Grad eines Kapitäns.

In allen Geschäften des bedrückten Landes trat eine förmliche Lethargie ein; aller Handel und Verkehr lag darnieder; dazu kam noch der Unwille über die Verfolgung gegen die Geistlichen. Wenn auch die Priester nicht mehr wie unter der Schreckensherrschaft Robespierre's ertränkt und guillotiniert wurden, so wurden sie doch verfolgt, eingekerkert und aus dem Lande ausgewiesen. So wurden aus unserm Lande allein 50 Geistliche auf die Inseln Ré, Rochefort und Oleron und 5 nach dem französischen Guiana deportiert.

Die allgemeine Entrüstung im luxemburger Lande wurde immer lauter und brach zuletzt in offene Widersetzlichkeit aus. Doch nicht ohne Hoffnung griff man zu den Waffen. Als Buonaparte durch die Expedition nach Ägypten eine zeitlang vom Kriegsschauplatz in Europa abgetreten war, begann das Kriegsglück sich den österreichischen Waffen unter dem Erzherzog Karl zuzuwenden. Die Nachricht von dieser Lage der Dinge durchflog das luxemburger Land zugleich mit der Kunde von dem Scheitern der Expedition nach Ägypten. Man glaubte die Zeit gekommen, mit Waffengewalt das Joch der verhaßten Franzosen abzuschütteln. Die Sturmglocke wurde in den Dörfern geläutet, die Bauern rotteten sich zum offenen Kampf zusammen. Schon war es soweit gekommen, daß General Morand im Oktober 1798 Luxemburg, Grevenmacher, Diekirch und alle aufständischen Ortschaften in Belagerungszustand erklärte. Der Aufstand verbreitete sich besonders über das Ösling, den nördlichen Teil des Landes. Allein in den Gefechten bei Arzfeld, Klerf u. a. wurde die sog. Klöppelarmee geschlagen, wobei die Franzosen sich Akte unerhörter

Grausamkeit zu Schulden kommen ließen. Von den nach Luxemburg geschleppten Gefangenen wurden deren sieben am 8. Januar 1799 auf dem Limpertsberger Glacis erschossen, neun andere traf dies Los am 26. Februar, und am 7. März fielen noch acht unter dem Beile der Guillotine; die letzten Exekutionen fanden am 20. April und 20. Mai statt. Die übrigen Teilnehmer am Klöppelkriege, der mehreren Hunderten von Luxemburgern das Leben kostete, wurden gefangen genommen und starben einen frühzeitigen Tod oder zogen sich ein lebenslängliches Siechtum zu.

Unterdessen war Buonaparte erster Konsul der Republik geworden. Nachdem er 1804 unter dem Namen Napoleon I. den französischen Kaiserthron bestiegen hatte, kam er am 9. Oktober desselben Jahres nach Luxemburg und wurde auf eine glanzvolle Weise empfangen. Doch das Mißtrauen, das die Franzosen gegen die Luxemburger hegten (sie nannten unser Land „das Land der Wölfe“, le pays des loups), war selbst bei Napoleon noch nicht verschwunden. Er hielt seinen Einzug bei Glockengeläute und beim Donner der Kanonen. Die Bürger hatten eine Ehrengarde organisiert, um dem Kaiser das Geleite zu geben. Triumphbogen und Illuminationen sollten die Freude der Luxemburger ausdrücken, daß sie für einen Augenblick „ihren“ Kaiser unter sich sahen. Doch Napoleon war noch so mißtrauisch gegen die Luxemburger „Wölfe“, daß er während der Besichtigung der Festungswerke mehrmals sein Pferd und seine Uniform änderte.

Von diesem Augenblick an war das Bewußtsein des Luxemburger Volkes geschwunden. In den vielen Kriegen, die Napoleon zu führen hatte, sank die Blüte unserer Jünglinge auf den Schlachtfeldern. Mit dem unglücklichen Feldzuge gegen Rußland aber erblaßte Napoleons Stern,

und ganz Europa erhob sich zum Befreiungskampfe. Nach der großen Völkerschlacht bei Leipzig zogen sich die geschlagenen Franzosen über den Rhein zurück, und die Trümmer des Armeekorps, das seinen Weg durch das Luxemburger Land nahm, brachten ansteckende Krankheiten mit, die namentlich in der Hauptstadt unzählige Opfer forderten. Täglich hielt der Tod eine reiche Ernte, und scharenweise wurden die Leichen in großen Gruben auf den Garnisonskirchhöfen verscharrt. Am 31. Dezember 1813 überschritten die Verbündeten den Rhein. Das gegen Frankreich vorrückende Armeekorps erschien am 6. Januar 1814 in Trier, am 7. in Grevenmacher und rückte ohne Schwertstreich von allen Richtungen gegen die Hauptstadt vor. Schon am 15. Januar war dieselbe von allen Seiten eingeschlossen. Da die französische Garnison nur sehr schwach war, so fand sich eine gewisse Anzahl verräterischer Bürger, welche einen Teil des Garnisonsdienstes übernahmen. Der größere Teil der Bürger hätte jedoch gern die hessischen Truppen, welche Luxemburg umzingelten, einrücken sehen. Ein Überrumpelungsversuch, der auf die Nacht vom 21. auf den 22. Februar festgesetzt worden und wozu mehrere Bürger hilfreiche Hand boten, mißlang jedoch, als eine französische Wache, aus welcher Ursache ist unbekannt, ihr Gewehr aufs Geratewohl in der Stille der Nacht abfeuerte, wodurch die Hessen verscheucht wurden. Nach der Einnahme von Paris durch die Verbündeten und der Absetzung Napoleons verließen die Franzosen am 13. Mai die Festung, worauf die hessischen Truppen einrückten. Die patriotischen Frauen Luxemburgs, so berichtet man, gaben der Volksfreude einen drastischen Ausdruck, indem sie hinter den abziehenden Franzmännern die Straßen kehrten.

So war denn Luxemburg wieder von den Franzosen

befreit. Für die Luxemburger war nun aber auch die Napoleonische Tragödie, welche der französische Chauvinismus so gerne als eine glorreiche Epopöe darstellt, beendet. Während der ganzen Dauer derselben mußte das Luxemburger Land dem französischen Kriegs-Moloch zahlreiche Hekatomben seiner Jugend opfern. Es war auch nicht eine Familie im Lande, welche nicht wenigstens den Verlust eines Kindes zu beweinen gehabt hätte, dessen Gebeine in der Ferne bleichten unter der brennenden Sonne Spaniens, auf den Eisfeldern Rußlands oder am Fuße der Pyramiden in Ägypten. Von 15 000 Conscribierten, welche das Wälderdepartement liefern mußte, kamen mehr als 9 000 nicht in die Heimat zurück.

VIII.

Luxemburgs Schicksale nach 1814.

Als die französische Herrschaft ihr Ende erreicht hatte, kam Luxemburg im Namen der verbündeten Mächte provisorisch unter preußische Oberhoheit, und gemäß einer Verordnung von Justus Gruner (Trier, den 9. März 1814) wurde das Wälderdepartement mit der Provinz Mittel-Rhein (dem Landstrich zwischen Maas, Mosel und Rhein) vereinigt. Bald darauf wurde eine Regierungs-Kommission in Echternach errichtet, aber späterhin, infolge einer Verordnung des Regierungs-Kommissärs Baron von Schmitz-Grollenburg nach Luxemburg versetzt, und zum Sitz des Kommissärs für das Luxemburger Land wurde Aachen bestimmt. Nun wurde auch, durch eine Verordnung vom 8. Juni, das Appellationsgericht von Metz, unter dessen Gerichtsbarkeit Luxemburg stand, nach Trier verlegt, und in der Verwaltung trat jetzt die deutsche Sprache an die Stelle der bisherigen französischen.

Infolge des Wiener Vertrages vom 9. Juni 1815 wurde das Schicksal Luxemburgs wieder für einige Zeit bestimmt. Das Königreich Holland sollte mit dem von Frankreich wieder getrennten Belgien, dem ehemaligen Bistum Lüttich nebst dem Herzogtum Luxemburg das

Königreich der vereinigten Niederlande bilden; das luxemburger Land wurde jedoch zum Großherzogtum erhoben (weshalb der König der Niederlande jedesmal den besonderen Titel „Großherzog von Luxemburg" führte) und als ein unabhängig bestehender, besonderer Staat dem deutschen Bunde einverleibt, so daß der König als Großherzog von Luxemburg dieselben Vorrechte und Privilegien genießen sollte, wie die andern deutschen Fürsten. Das luxemburger Land sollte bestehen aus dem ganzen Gebiete zwischen dem Königreich der Niederlande, Frankreich, der Mosel bis zum Zusammenfluß der Sauer, der Sauer bis zur Aufnahme der Ur und diesem letzteren Flusse bis zu den Grenzen des vorher französischen Kantons St. Vith, der nicht zum Großherzogtum gehören sollte. Der Wiener Kongreß bestimmte, daß das so abgegrenzte Großherzogtum dem König der Niederlande, dem Stammfürsten der jüngeren oder ottonischen Linie des Hauses Nassau angehören sollte und zwar als Entschädigung für die von ihm abgetretenen Fürstentümer Dillenburg, Dietz, Siegen und Hadamar, mit Einschluß der Herrschaft Beilstein. Außer diesen Besitzungen, die an den König von Preußen kamen, mußte der König der Niederlande auch auf das Fürstentum Fulda und die übrigen ihm durch Receß vom 25. Februar 1803 zugesicherten Distrikten und Territorien verzichten.

So kam denn das Großherzogtum als ein Erbland des Hauses Oranien-Nassau unter das Scepter des Königs der Niederlande und obgleich es weder Holland noch Belgien einverleibt war, so blieb es aber auch nicht als ein ganz unabhängiger Staat bestehen; es bildete eine Provinz, und zwar die 18. des Königreichs der Niederlande, und erhielt auch zufolge der Erklärung einer Deputation der luxemburger Ständeversammlung vom

19. August 1815 eine gleiche Verfassung wie die übrigen Provinzen der vereinigten Niederlande.

Der König der Niederlande erhielt das Recht, als Stammfürst der jüngeren Linie des Hauses Nassau, über das Großherzogtum nach eigenem Ermessen zu Gunsten eines jüngeren Sohnes so zu verfügen, daß es von dem Königreiche wieder getrennt und seine eigene Regierung erhalten könnte. Zugleich wurden die alten Hausverträge, das Recht und die Ordnung der Regierungsfolge nach dem nassauischen Erbverein von 1783 auf Luxemburg übertragen und beiden Linien des Hauses Nassau bestätigt[1]).

Die Stadt Luxemburg wurde zu einer Bundesfestung erklärt und unter einen preußischen Militär-Gouverneur und Kommandanten gestellt. Drei Viertel der Besatzung sollte der König von Preußen und ein Viertel der König der Niederlande stellen; sie bestand aber ausschließlich aus Preußen, und nur im Jahre 1831 wurde sie im Namen des deutschen Bundes auf einige Monate durch Truppen-Abteilungen von Lippe und Waldeck verstärkt. Die Civilverwaltung, die Rechtspflege, die Steuerverwaltung u. s. w. blieben jedoch in den Händen der niederländischen Regierung.

Am 21. September 1815 empfing der Prinz Wilhelm

[1]) „Das Großherzogtum Luxemburg ist demnach in den Complex der Stammländer des Hauses Nassau so aufgenommen, daß nach dem Aussterben der jüngern ottonischen oder der älteren walramischen Linie der gegenseitige Erbanfall eintritt. Übrigens weicht die Erbfolgeordnung im Großherzogtum von der grundgesetzlichen Erbfolge in den Niederlanden völlig ab. Denn hier können, gemäß der Verfassung, bei dem Aussterben des Mannesstammes die Frauen und Töchter die Krone erben; das Großherzogtum Luxemburg aber muß an den deutschen Zweig des Hauses Nassau fallen." (N. Liez, Wilhelm III., u. s. w. Luxemburg, 1889, Seite 30 f.)

von Oranien-Nassau zu Brüssel die Huldigung seiner Staaten als Wilhelm I., König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg. Im folgenden Jahre, am 26. Juni 1816, wurden die Grenzen zwischen Preußen und den Niederlanden festgesetzt und infolge dieser Grenzregulierung fiel ein Teil des alten Herzogtums an Preußen. Indem nämlich die Mosel, die Sauer und die Ur als Grenzen gegen Preußen festgesetzt wurden, verlor Luxemburg die zu Echternach, Grevenmacher, Remich und Vianden gehörigen Ortschaften an der Saar und jenseits der genannten Flüsse, sowie die Quartiere Bitburg und St. Vith, im Ganzen ein Ländergebiet mit mehr als 50000 Einwohnern. Im Südwesten dagegen wurde der größere Teil von Bouillon und auch ein Teil des Fürstentums Lüttich mit Luxemburg vereinigt.

Während Wilhelms I. Regierung lasteten zwar manche schwere Steuern, besonders die Schlacht- und Mahlsteuer, drückend auf dem Lande, allein dasselbe erhielt einen Ersatz dafür durch den Aufschwung, welchen Handel und Industrie nahmen, durch Anlegung und Verbesserung der Wege, durch den (allerdings später unterbrochenen) Bau des Maas- und Moselkanales und durch die Begünstigung, deren sich der Ackerbau und die Viehzucht zu erfreuen hatten. Mit dem Jahre 1825, wo die förmliche Übergabe der Festung Luxemburg an den deutschen Bund erfolgte, begannen große Festungsbauten, die bis zum Auszuge der Preußen aus Luxemburg fortwährten.

Unterdessen nahte das Jahr 1830 heran. In Paris brach die Julirevolution aus und gab den Anstoß zur offenen Empörung der Belgier. Am 25 August 1830 brach in Brüssel der langverhaltene Sturm los. Von der Hauptstadt aus verbreitete sich die Revolution rasch

über ganz Belgien. Wie ich bereits früher bemerkt, ließ sich der wallonische Teil Luxemburgs durch die Versprechungen der belgischen Emissäre verlocken und schloß sich der Revolution an, während der deutsche Teil seinem Fürsten treu verblieb. Die Aufregung wurde immer größer im Lande; man erließ Proklamationen und warf aufrührerische Lieder unter das Volk. In einem „Luxemburger Freiheitsliede“ heißt es u. a.:

„Wilhelm! wir halten Hochgericht
An fremder Schurkenbrut.
Wir sind der Belger Knechte nicht,
Wir fühlen teutsches Blut.“

Baron von Tornaco stellte sich an die Spitze einer bewaffneten Bande und durchzog mit derselben das Land, um die einzelnen Ortschaften zu zwingen, sich gegen die Belgier zu empören und den holländischen König anzuerkennen.

Am 5. September erließ der König der Niederlande eine Proklamation, in welcher er erklärte, die Generalstaaten würden untersuchen, ob das maßlose Unheil, welches die empörten Provinzen betroffen, in den nationalen Einrichtungen seinen Grund habe und ob es notwendig sei, diese abzuändern; jedenfalls sei er entschlossen, die legitimen Rechte aller Teile des Königreiches ohne Unterschied aufrecht zu erhalten. Dennoch erklärte am 18. Oktober die belgische Regierung das Großherzogtum für einen Bestandteil Belgiens, und nun schien das Schicksal des Landes wenigstens für einige Zeit entschieden zu sein, obschon der General-Gouverneur des Großherzogtums in einer Proklamation vom 6. Oktober gegen jede Intervention Belgiens in der Verwaltung des Landes protestiert hatte.

Da von seiten der niederländischen Regierung kein

Widerstand erfolgte, übernahmen die Belgier die Verwaltung des Landes und machten Arlon zum Hauptsitz derselben.

Auf diese Weise fiel das flache Land ohne Blutvergießen, ohne eigentlichen Aufstand der belgischen Revolution zur Beute. Der deutsche Bund, der Luxemburg als deutsches Bundesland hätte in Schutz nehmen sollen, rührte sich nicht. Am 31. Dezember 1830 wurde durch königlichen Beschluß die Verwaltung des Großherzogtums von der der Niederlande getrennt mit dem Versprechen, ihm seine Selbständigkeit zurückzugeben. Die Hauptstadt verblieb noch allein dem König der Niederlande treu, und so war Stadt und Land getrennt, eine holländisch und eine belgisch gesinnte Partei standen sich gegenüber. Dieses Provisorium wurde der Bevölkerung immer unerträglicher. Unterdessen hatten die Gesandten der fünf Hauptmächte Europas in der Londoner Conferenz an einem Frieden zwischen Holland und Belgien gearbeitet, auf welchen ganz Europa, besonders aber die betreffenden Länder, mit der ängstlichsten Spannung harrten. Allerdings war schon am 15. November 1831 ein Friedensschluß unter dem Namen „Vertrag der 24 Artikel" erschienen. Wilhelm I. fühlte sich jedoch in seinen Rechten verletzt und weigerte sich, jenem Vertrage seine Zustimmung zu geben: derselbe setzte nämlich eine nochmalige Zerstückelung des Luxemburger Landes fest, und demgemäß sollte ein Teil desselben an Belgien fallen, der andere Teil als ein besonderes Großherzogtum unter dem Scepter des Königs der Niederlande als Großherzog von Luxemburg fortbestehen. Infolge jener Weigerung des Königs blieb das Schicksal des Luxemburger Landes noch immer unsicher, bis der König endlich, der Übermacht und den Wünschen der niederländischen Nation

nachgebend, am 13. März 1838 durch seine Abgeordneten bei der Londoner Conferenz sich bereit erklärte, den Vertrag zu unterzeichnen. Am 19. April 1839 erfolgte auch der Beitritt Belgiens zu dem im vorhergehenden Monate Januar noch in einigen Punkten modifizierten Vertrage der 24 Artikel, demzufolge zum Großherzogtum Luxemburg die Gerichtsbezirke Luxemburg (mit Ausnahme eines Teils der Kantone Arlon und Messancy) und Diekirch, wie auch ein Teil der zum Bezirke Neufchateau gehörigen Kantone Fauxvillers und Sibret mit 169,730 Einwohnern blieben, während das Übrige des Landes mit 158,887 Einwohnern die belgische Provinz Luxemburg bildete. So umfaßt denn das heutige Großherzogtum nur mehr den vierten Teil des Ländergebietes, aus welchem die ehemalige Grafschaft Luxemburg bestand.

Am 10. Oktober 1840 legte Wilhelm I. die Krone nieder[1]). Ihm folgte der Kronprinz von Oranien, der sich in der Schlacht von Waterloo ausgezeichnet hatte, unter dem Namen Wilhelm II. (1840—1849) als König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg. Als 1848 fast ganz Europa durch die französische Februar-Revolution in die heftigsten Bewegungen geriet, blieb auch unser Land nicht ganz von den Revolutions-Unruhen frei, welche sich besonders in Petitionen kund thaten, die gegen wirkliche oder vermeintliche Übelstände an die Regierung gerichtet wurden Am 16. März war sogar in der Hauptstadt die Ruhe gestört worden, doch wurde bald jenen vereinzelten Unruhen ein Ende gemacht durch den königlich-großherzoglichen Beschluß vom 20. März 1848, welcher die Revision der Stände-Verfassung verordnete.

---

[1]) Er starb drei Jahre später, am 12. Dezember 1843.

Infolgedessen erschien noch am 29. desselben Monats ein Beschluß, welcher Landstände in doppelter Anzahl berief und dieselben beauftragte, eine Konstitution für das Großherzogtum Luxemburg zu bearbeiten. Am 9. Juli nahm der König dieselbe an, und am 10. leistete er in Gegenwart einer Deputation der Stände den Eid, „die Verfassung und die Gesetze des Großherzogtums zu befolgen, die Unabhängigkeit und Integrität des Landes zu wahren".

Wilhelm II. starb nach einer kurzen Krankheit zu Tilburg in der Nacht vom 16. auf den 17. März 1849 und am 21. desselben Monats verkündigte ein königliches Reskript an die Mitglieder der Regierung des Großherzogtums den Regierungsantritt Wilhelms III., welcher am 18. April den durch die Konstitution vorgeschriebenen Eid, in Gegenwart einer nach dem Haag berufenen Deputation der Kammer, leistete. Seit dem Jahre 1850 ließ er sich durch einen Statthalter, seinen Bruder, den Prinzen Heinrich der Niederlande, in Luxemburg vertreten [1].

Im Jahre 1856 wollte der König die Konstitution von 1848 abändern, weil dieselbe „das Werk einer überspannten Zeit und dunkler Befürchtung und daher im Grunde verfehlt" sei; die Kammer aber gab der Regierung ein Mißtrauensvotum. Der König konnte seinen Ärger hierüber nur schlecht verheimlichen und drückte seine Mißbilligung in einer Proklamation (datiert vom 27. November 1856) offen aus. An demselben Tage veröffentlichte die Regierung die neue Verfassung, indem sie sich einfach über die Kammer hinwegsetzte. Diese neue Verfassung wurde 12 Jahre später durch das Gesetz vom 17. Oktober 1868 abermals revidiert.

Als infolge des preußisch-österreichischen Krieges

[1]) Prinz Heinrich starb am 14. Januar 1879 und nach seinem Tode wurde das Land nicht mehr durch einen Statthalter verwaltet.

1866 der deutsche Bund aufgelöst wurde, da befand sich Luxemburg insofern in einer anormalen Stellung, als es nicht zum neuen norddeutschen Bunde hinzutrat, aber noch eine preußische Besatzung hatte.

Preußen wünschte nicht, daß Luxemburg in den norddeutschen Bund eintreten sollte und ebensowenig wollte es das Besatzungsrecht der Festung aufgeben, denn es verwarf einen darauf hinzielenden Antrag Hollands und behielt die Lösung der Frage dem norddeutschen Parlament vor. Am 20. Februar 1867 fragte das holländische Kabinet bei der französischen Regierung an, „welches das Handeln Frankreichs in dem Fall sein würde, wenn Holland ohne jede Provokation von Deutschland bedroht würde". Der französische Minister des Auswärtigen, Herr von Moustier, beauftragte am 28. Februar seinen Gesandten im Haag, nicht blos gemeinsam mit Holland die Räumung der Festung seitens der Preußen zu betreiben, sondern auch geradezu die Abtretung des Landes von seiten des Königs von Holland an Frankreich im Haag anzuregen. Am 21. März willigte der König von Holland in die Abtretung Luxemburgs an Frankreich ein; dies behielt sich die weiteren Verhandlungen mit Preußen vor. Allein der König war naiv genug, selbst dem preußischen Gesandten, Grafen Perponter, Mitteilung von dem Handel mit Frankreich zu machen (26. März). Preußen legte nun, nachdem sich Bismarck durch Bennigsens Interpellation der Zustimmung des norddeutschen Reichstags versichert, die Angelegenheit zu Anfang April den Unterzeichnern der Verträge von 1839 vor, mußte jedoch bald erkennen, daß diese, besonders Österreich und England, wenig geneigt waren, Preußens Rechte oder Ansprüche auf Luxemburg zu begünstigen. Dazu kam, daß die Stimmung der Luxemburger sich Frankreich

zuneigte. Als nun am 15. April die französische Regierung auf die Erwerbung Luxemburgs verzichtete, wenn Preußen die Festung räumte, erklärte sich Preußen am 26. April mit dem von Rußland gemachten Vorschlag einer Conferenz einverstanden. Diese wurde in der That am 7. Mai in London eröffnet und außer den Großmächten nahmen Holland, Belgien und Italien daran Teil.

Frankreich leistete auf die geplante Annexion Luxemburgs Verzicht, nachdem Preußen die Räumung der Festung Luxemburg zugesagt hatte und die Schleifung derselben beschlossen worden. Diese Lösung der Streitfrage ließ Napoleon durch die im Solde der Regierung stehende Tagespresse als einen Sieg der französischen Politik hinstellen, durch welchen Preußen gezwungen worden sei, die „Offensivfestung“ Luxemburg aufzugeben.

Am 11. Mai 1867 wurde der Londoner Vertrag unterzeichnet, welcher einerseits Luxemburg als neutral erklärte unter der kollektiven Garantie der unterzeichnenden Mächte, und andererseits die Räumung der Festung seitens der preußischen Truppen und die Schleifung der Werke festsetzte.

Am 9. September 1867 verließ der letzte Truppenteil der preußischen Garnison die alte Bundesfestung, und am Nachmittag desselben Tages rückte das ehemalige Bundeskontingent, damals Luxemburger Jäger genannt, von Echternach und Diekirch kommend, in die Stadt ein. Bald darauf begann in Gemäßheit des Londoner Vertrages die großherzogliche Regierung mit der Demolierung der Festung, um sie in eine offene Stadt zu verwandeln.

Schon am Ende des Jahres 1870, als die Kriegsstürme das kleine Luxemburger Ländchen ringsum umtobten, wurde die Neutralität des Großherzogtums in

Frage gestellt. In einer Depesche vom 3. Dezember 1870 beklagte sich Bismark über die Hülfe, die die Luxemburger den französischen Soldaten gewährt hätten: sie hätten nicht die nötigen Truppen an die Grenze gestellt, um den Durchgang von mehr als 2000 französischen Offizieren und Soldaten durch das Land zu verhindern, und sie hätten Diedenhofen mit Lebensmitteln unterstützt; er schloß mit der Erklärung, die preußische Regierung sehe sich nicht mehr verpflichtet, in den militärischen Operationen der deutschen Armeen die Neutralität des Großherzogtums beachten zu müssen. Am 14. Dezember antwortete der damalige Luxemburger Staatsminister und Präsident der Regierung, L. J. E. Servais, dem Kanzler und erklärte oder rechtfertigte die dem Großherzogtum vorgeworfenen Handlungen; zugleich protestierte er gegen jede einseitige Kündigung des Londoner Vertrages.

IX.

Die Regentschaft von 1889.

Als zu Anfang des Jahres 1889 der König von Holland das Opfer einer langwierigen Krankheit zu werden schien und man sein nahes Ende befürchtete, ließ die holländische Regierung eine Regentschaft in Holland einsetzen, weil der König unfähig war, die Regierungsgeschäfte weiterzuführen. Nach dem faktischen Eintritt dieser Regentschaft sah man es staatsrechtlich als selbstverständlich an, daß auch in Luxemburg eine Regentschaft einzutreten habe. Artikel 6 und 7 der Verfassung des Großherzogtums, sowie Artikel 32 und 33 des Familienvertrages des Nassauischen Hauses (vom 30. Juni 1783) bestimmen in der That, daß, wenn der König-Großherzog sich in der Unmöglichkeit befindet, zu regieren, eine Regentschaft eingesetzt werden soll, welche vom nächsten Agnaten des Herrschers auszuüben ist. Gemäß dem erwähnten nassauischen Familienpakte sollte die großherzogliche Krone an das Haus Nassau übergehen, und zwar an den Herzog Adolph von Nassau, das Haupt der jüngeren Linie Oranien-Nassau.

Die Luxemburger freuten sich, als sie hörten, daß derjenige endlich aus dem Leben scheiden sollte, den sie längst nicht mehr zu den Lebenden gezählt hatten.

Man begreift übrigens leicht, daß Luxemburg sich nicht begeistert für einen König, der bereits auf dem Punkte war, das ganze Land gegen eine elende Geldsumme zu verhandeln. Allerdings hatte das Land bis dahin ein weites Maß von Selbständigkeit unter dem Scepter des holländischen Königs genossen, aber es war und blieb doch immer eine Art Stiefkind. Es fühlte recht wohl, daß es nichts gemein hat mit dem fischblütigen Holland und daher kam es, daß die Einwohner laut aufjubelten, als der Herzog von Nassau die Regentschaft von Luxemburg übernehmen sollte; sie hofften, dieser werde dann bald ihr Großherzog werden und damit würde das Land sich selbst wiedergegeben werden, um ein autonomes Glied in der Reihe der europäischen Staaten zu bilden.

Bevor ich den weiteren Verlauf der Ereignisse schildere, möchte ich jedoch noch einiges über die Vergangenheit des Herzogs von Nassau bemerken.

Der Herzog Adolph von Nassau ist am 24. Juli 1817 zu Schloß Weilburg an der Lahn, als der älteste Sohn des Herzogs Wilhelm I. (geb. 14. Juni 1792), aus dessen erster Ehe mit Luise, der Tochter des Herzogs Friedrich von Sachsen-Hildburghausen, geboren. Er folgte seinem Vater am 20. August 1839 in der Regierung von Nassau, vermählte sich zum ersten Male am 20. August 1844 mit Elisabeth, einer Tochter des Großfürsten Michael von Rußland, die aber schon ein Jahr darauf starb. Die zweite Ehe schloß der Herzog am 23. April 1851 mit Adelheid, einer Tochter des Prinzen Friedrich von Anhalt-Dessau. Aus dieser Ehe stammen zwei Kinder: der Erbprinz Wilhelm, geboren am 22. April 1852, österreichischer Oberst und Kommandeur des Husaren-Regiments „Kaiser Franz Josef Nr. 1“ und die Prinzessin Hilda, geboren am 5. November 1864, mit dem

Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm von Baden vermählt am 20. September 1885.

Im Jahre 1848 ging es in Nassau ziemlich lebhaft her, aber der Herzog wußte durch Nachgiebigkeit im entscheidenden Augenblicke größeres Unheil zu vermeiden. Im Kriege gegen Dänemark (1849) befehligte er eine Brigade. In den deutschen Verfassungskämpfen, die sich zum Kriege ausspitzten, stand er fest zu Österreich, und schon am 4. Mai 1866 verfügte er die Mobilmachung seines Kontingents, obwohl die Stände die Mittel noch nicht bewilligt hatten. Seine Truppen standen, 4000 Mann stark, beim 8. Bundesarmeekorps unter dem Oberbefehl des Prinzen Alexander von Hessen. Am 14. Juli verließ der Herzog seine Residenz und begab sich über Mainz nach Augsburg, von wo er eine Proklamation erließ mit dem Versprechen baldiger Rückkehr. Nachdem Nassau durch Gesetz vom 20. September 1866 mit Preußen vereinigt worden war, begannen Verhandlungen mit dem Herzog wegen der nassauischen Domänen, welche dieser als sein Eigentum beanspruchte. Am 22. September 1867 kam ein Vertrag zustande, welcher die Entschädigung für den Herzog auf 8½ Millionen Thaler festsetzte.

Seit jener Zeit hielt sich der Herzog meistens in Wien, im Sommer zeitweise auch auf seinen Besitzungen Schloß Königstein im Taunus und Schloß Hohenburg in Bayern auf. Eine Aussöhnung mit dem preußischen Königshause wurde durch die Heirat des badischen Erbprinzen, der bekanntlich durch seine Mutter ein Enkel Kaiser Wilhelm's ist, mit der Prinzessin Hilda angebahnt; eine vollständige Versöhnung trat aber erst im Herbst 1888 auf der Insel Mainau ein, als Herzog Adolph dem dort zum Geburtsfeste seiner Großmutter Kaiserin

Augusta weilenden Kaiser Wilhelm einen Besuch machte und dabei in preußischer Uniform erschien. Man hat vielfach behauptet, er habe diesen Schritt nur als zukünftiger Großherzog von Luxemburg gethan, denn „als entthronter nassauischer Fürst konnte er die Hand, die ihm den Thron genommen, nicht berühren" [1]). Wie dem auch sei (wir haben das hier nicht zu beurteilen), inzwischen hatte sich Manches gar sehr geändert. Als der Herzog auf seinen Thron verzichten mußte, da stand Wilhelm III. in der Vollkraft der Gesundheit und es blühten ihm zwei im Jünglingsalter stehende Söhne. Auch Prinz Heinrich, der damalige Statthalter des Großherzogtums, stand zwischen dem luxemburger Throne und dem früheren nassauischen Fürsten. Allein sämtliche Prinzen des niederländischen Hauses wurden innerhalb weniger Jahre (1879—1884) vom Tode ereilt, und Wilhelm III. selbst schien zu Anfang des Jahres 1889 seinem Ende entgegenzusehen.

Unter diesen Umständen sollte, wie in Holland, so auch in Luxemburg eine Regentschaft eintreten. Als der Zustand des Königs hoffnungslos geworden war, verließ der Herzog Adolph die Hauptstadt Österreichs und begab sich auf das in der Nähe von Frankfurt a. M. gelegene Schloß Königstein, wohin er den luxemburger Staatsminister, Herrn Paul Eyschen, zu sich berief, um mit ihm über die Regentschaft zu beratschlagen. Am 6. April 1889 richtete er ein Schreiben an die Kammer in Luxemburg. „Wir befinden uns", heißt es in dieser Botschaft, „in einer sehr traurigen und schmerzlichen Lage. Aber nach der übereinstimmenden Ansicht der Regierung und des Staatsrates des Großherzogtums glaube ich mich

[1]) Luxemburger Freie Presse, 10. April 1889; N. Liez, Wilhelm III. u. s. w. S. 28.

nicht der Pflicht entziehen zu können, den Grundgesetzen Ihres Landes und des Hauses Nassau Gehorsam zu leisten und verlange, in der Kammer den in dem Artikel 8 der Verfassung vorgeschriebenen Eid zu leisten."

Am 10. April hielt der Herzog Adolph von Nassau nebst seinem Sohne, dem Erbprinzen Wilhelm, seinen Einzug in Luxemburg und leistete am folgenden Tage in der Kammer der Abgeordneten den Eid als Regent. Damit schien denn Luxemburg thatsächlich von der Verbindung mit Holland losgelöst zu sein und seine volle Selbständigkeit unter einem eigenen Herrscher wieder erlangt zu haben.

Allein schon bald besserte sich der Zustand des Königs wieder, und das war den Luxemburgern ein Gegenstand bitterer Enttäuschung. Noch in den letzten Tagen des Monats April ließ sich der König, den man auf dem Sterbebette geglaubt hatte, von seinen Ärzten wieder als regierungsfähig erklären, und schon am 3. Mai gab die Kammer der Abgeordneten in Luxemburg die Deklaration ab, daß die Regentschaft ein Ende genommen und daß der König die Ausübung der Gewalt im Großherzogtum selbst wieder übernehme. Damit war den Luxemburgern auch noch ihr letzter Trost genommen, daß nämlich der Herzog von Nassau als Statthalter des Königs im Lande bleiben werde.

Die Kammer ließ eine Glückwunschadresse an den König zu dessen Wiedergenesung senden und überreichte dem Herzog von Nassau eine Dankadresse, in welcher ihm ein tiefgefühlter Dank für die dem Lande während der Regentschaft geleisteten Dienste abgestattet und insbesondere betont wurde, daß fürderhin die Geschicke des durchlauchtigsten Hauses Nassau für immer mit denen des luxemburger Landes verbunden seien. Der Herzog

erklärte, er sei tief ergriffen durch die Beweise der Sympathieen, die er nie vergesse. Er bat um Bewahrung eines guten Andenkens; nie habe er geglaubt, daß er binnen so kurzer Zeit das Land so lieb gewinnen könne; er scheide nur ungern aus demselben, jedoch sei das der Wille des Königs und er unterwerfe sich demselben respektvoll. Sein letzter Wunsch, so schloß er, sei, daß die Luxemburger noch lange treue und loyale Unterthanen des König-Großherzogs bleiben mögen.

Am 4. Mai erfolgte die Abfahrt des Herzogs und des Erbprinzen; eine große Volksmenge begleitete sie zum Bahnhof und als der Herzog mit sichtlicher Rührung ein letztes Mal „Vive le Roi!" rief, da antwortete ihm die Menge: „Vive le Duc!" und „Au revoir!" (Auf Wiedersehen!); einige auch riefen: „Vous reviendrez!" (Sie werden wiederkommen!).

So endete die Regentschaft des Herzogs von Nassau. Sie war zu kurz, als daß sie dem Lande einen bemerkenswerten Dienst hätte leisten können. Gar manche Reformen wären auszuführen gewesen, aber dazu fehlte es an der nötigen Zeit. Was in Deutschland vielfach ein peinliches Aufsehen erregte, war, abgesehen davon, daß der Herzog die alte nassauische Uniform in Luxemburg trug, der Umstand, daß er sich der französischen Sprache bediente. In einem Lande mit deutscher Bevölkerung war das allerdings eine Sonderbarkeit, allein man muß aber doch bedenken, daß der alte hergebrachte Brauch in Luxemburg das zu fordern schien. Der Herzog glaubte sich diesem Brauche fügen zu müssen und dadurch mag wohl manche irrige Meinung über ihn aufgekommen sein. Die Franzosen und die französisch gesinnten Luxemburger, die den Herzog nur mit Mißtrauen erwarteten, sahen darin einen Beweis seiner antideutschen Gesinnung. Das währte aber nicht lange,

denn schon zu Anfang des folgenden Jahres benutzte die französische Presse die Interpellation Servais, um ihm seine „deutschen und reaktionären Ideen“ vorzuwerfen.

Es wird nötig sein, an dieser Stelle etwas Näheres über diese Interpellation zu berichten. Der Staatsminister Paul Eyschen veröffentlichte nämlich ein Werk über „das Staatsrecht des Großherzogtums Luxemburg“ und am 14. Februar interpellierte der Präsident der Kammer, E. Servais, den Staatsminister über sein Werk. Er behauptete, der Minister habe die Rechte des Souveräns zum Schaden der Kammer erweiterter dargestellt, als es die Verfassung erlaube. Servais entwickelte in einer längeren Rede das Folgende: „Der Staatsminister habe in seinem Werke Theorien aufgestellt, welche mit dem Texte und dem Geiste der Verfassung von 1868 nicht vereinbar seien. Gemäß Art. 32 der octroyierten Konstitution von 1856 ruhten allerdings alle Hoheitsrechte bei dem König-Großherzog, der in Ausübung derselben nur durch die Verfassung und die Gesetze beschränkt war. Als praktische Konsequenz habe der König blos die Rechte, welche ihm die Verfassung speziell zuerkenne.“

Der Staatsminister aber geht von dem entgegengesetzten Standpunkte aus: „Nach historischem Rechte besitzt der König den Inbegriff der Hoheitsrechte und ist in diesen nur insofern beschränkt, als die Verfassung vorsieht.“ Daraus deduciert Hr. Eyschen, daß im Zweifel, ob auf dem Wege der Verordnung oder des Gesetzes vorzugehen sei, die Entscheidung zu Gunsten der Exekutive fallen müsse.

Der Staatsminister widerlegte also die Hauptpunkte der Interpellation. Er sagte in einer sehr interessanten und geschickten Ausführung, daß ein eigentlicher

Unterschied zwischen dem Texte von 1856 und 1868 nicht bestehe. Er citierte einen offiziellen Bericht des Staatsministers Servais vom 14. März 1868 an den König-Großherzog, welcher Bericht ausdrücklich sagt, der neue Text, der von der Kommission vorgeschlagen sei, involviere nicht eine prinzipielle Änderung an dem Art. 32 der Verfassung von 1856.

Damit war das Schicksal der Interpellation besiegelt und natürlich nicht zu Gunsten des Interpellanten. Dieser hatte eine Tagesordnung vorgeschlagen, welche nach seiner eigenen Äußerung nur ein Minimum von Tadel gegen den Staatsminister enthielt. Eyschen wies diese Tagesordnung jedoch energisch zurück, indem er erklärte, daß er im Falle der Annahme derselben seine Entlassung geben werde. Der Abgeordnete Brasseur sagte, reine Theorie gehöre nicht vor das Forum der Kammer und er schlug die einfache Tagesordnung vor, welche auch von Eyschen angenommen und von allen Deputierten, mit Ausnahme Servais', der sich der Abstimmung enthielt, gestimmt wurde [1]).

Das war das Schicksal der Interpellation Servais, die in den belgischen und französischen Zeitungen in einem ganz falschen Lichte dargestellt wurde. Man nannte das Werk Eyschens „den politischen Katechismus des Herzogs von Nassau" und man sagte, „die konstitutionellen Häresien des Staatsministers" könnten in der Hand des neuen Herrschers leicht gefährlich werden. Wenn man das bedenkt, so sagte man, so kann man nicht zu sehr über die Zukunft Luxemburgs beruhigt sein [2]).

Es wäre jedoch thöricht von den Luxemburgern,

---

[1]) „Luxemburger Zeitung" vom 15. Februar 1890.

[2]) So schrieb z. B. die „Réforme" und auch die Zeitung „Paris" (25. Februar 1890).

wenn sie aus diesem Grunde eine Einverleibung des Landes in's Deutsche Reich befürchteten. Man kennt den Artikel der „Börsenzeitung", der die Kündigung der Neutralität des Landes forderte und der vor der Ankunft des Herzogs von Nassau soviel Staub aufwirbelte. Was damals ein dem Herzog von Nassau nahestehendes Blatt, der „Rheinische Courier", der „Börsenzeitung" antwortete, trifft auch noch jetzt inbezug auf die französischen Befürchtungen zu. Ein paar Zeilen aus dieser Antwort dürften daher an dieser Stelle angezeigt sein. „Das Berliner Blatt", so hieß es darin, „scheint den künftigen Großherzog von Luxemburg für einen absoluten Herrscher zu halten, der thun kann, was er will, auch einen Krieg heraufbeschwören, wenn es ihm beliebt. Das Großherzogtum Luxemburg ist aber ein konstitutioneller Staat, dessen Souverän an die Beschlüsse der Kammer sich halten muß. Selbst wenn die luxemburgische Volksvertretung dürfte, würde sie dem Anschlusse an das Deutsche Reich nicht zustimmen. Das Land findet sich gegenwärtig in der angenehmen Lage, einen billigen Haushalt zu führen und würde die Zumutung, an den finanziellen und militärischen Lasten des Deutschen Reiches teilzunehmen, ablehnen. Ein derartiger Antrag würde Sympathien für unser Volk voraussetzen, die man in Luxemburg bis jetzt noch vergeblich suchen würde. Die Landbevölkerung folgt zum Teil der Anregung ihrer Geistlichen; wie diese denken, darüber kann man sich aus jeder Nummer ihres Organs, des „Luxemburger Wort", belehren. Eher wie deutsche, findet man in Luxemburg französische Sympathien. — Über die internationelle Stellung des Landes hat die neue Dynastie nicht zu entscheiden; dieselbe ist durch einen Vertrag der europäischen Mächte festgestellt und kann nur durch diese wieder aufgehoben werden.

Dazu möchten vielleicht England und Österreich bereit sein, Frankreich und Rußland sicherlich nicht. Mit diesen um Luxemburgs willen Krieg anzufangen, dazu wäre im deutschen Volke wohl ebensowenig Neigung vorhanden, wie seinerseits Bulgariens wegen. Was einmal geschehen kann, wenn dieser Krieg ohne unsere Veranlassung doch ausbräche und siegreich für uns verliefe, darüber brauchen wir uns heute wohl noch keine Gedanken zu machen. Der Vertrag von 1867 wird also weder von Luxemburg, noch von Deutschland einseitig gekündigt werden können."

X.

Die zweite Regentschaft und der Tod Wilhelms III.

Es war vorauszusehen, daß die Stellung Luxemburgs zu Holland schon bald eine definitive Lösung finden würde. Diese Lösung ist nun eingetreten und Luxemburg hat in seiner Geschichte einen guten Schritt vorwärts gethan, indem es durch den Tod des holländischen Königs ein selbständiges Land wurde.

Wie sonderbar! Luxemburg, das seit Jahrhunderten gewohnt war, bald dieser, bald jener Nation als Anhängsel zu dienen und das als eigener Staat nie eine Rolle spielen konnte, wird jetzt am Ende des 19. Jahrhunderts eine volle Selbständigkeit gewinnen, die es nicht einmal damals besaß, als seine Herrscher deutsche Kaiser und Könige waren, und es wird unter das Scepter eines greisen deutschen Fürsten kommen, der das Land sein eigen nennen wird.

Dies ist ein Ereignis, das für die Geschichte Luxemburgs um so bedeutungsvoller ist, als es noch vor wenigen Jahren nicht vorauszusehen war, und deshalb geziemt es sich auch, daß wir daran diejenigen Reflexionen knüpfen, die unsere unparteiische Gesinnnng, welche sich

durch keine ephemäre Strömung beeinflussen läßt, uns eingiebt. Die Thatsachen brauchen wohl nur kurz erwähnt zu werden, da sie zur Genüge bekannt sind.

Im Oktober 1890 verschlimmerte sich der Zustand des Königs von Holland wieder derart, daß die in gemeinsamer Tagung vereinigten Generalstaaten der Niederlande am 29. Oktober den König wie im Vorjahre als regierungsunfähig erklärten. Dadurch war auch in Luxemburg die Einsetzung einer Regentschaft wieder bedingt, und am 1. November erklärte sich der Herzog von Nassau bereit, ein zweites Mal den Eid als Regent zu leisten. In seiner diesbezüglichen Botschaft an die Kammer der Abgeordneten stützte er sich auf den Beschluß der niederländischen Generalstaaten und dann erklärte er:

„Aus dieser Sachlage erwachsen Ihnen und Mir gar peinliche Pflichten. Ich lasse es Mir angelegen sein, denjenigen Obliegenheiten, deren Erfüllung Mir anheimfällt, unversäumt nachzukommen, umsomehr, als der Beginn der legislatorischen Thätigkeit dadurch bedingt ist.

Von dem Wunsche beseelt, im Sinne der Verfassung und der nassauischen Hausgesetze zu handeln, erkläre Ich Mich, in Übereinstimmung mit der Regierung und dem Gutachten des Staatsrates, bereit, den durch Art. 8 des Grundgesetzes vorgesehenen Eid zu leisten.“

Dieses geschah denn auch in der Sitzung der Kammer der Abgeordneten vom 6. November. Damit war die zweite Regentschaft zur Thatsache geworden, allein dieselbe sollte bereits nach zwei Wochen ihren Abschluß finden. Man hatte eben nicht erwartet, daß der König von Holland in dem verzweifelten Kampfe, den er bis dahin so ausdauernd gegen den Tod bestanden hatte, schon bald sein brechend Auge schließen würde.

Am 23. November früh morgens verschied nämlich Wilhelm III., der letzte Oranier. In der Nacht hatte sich sein Zustand plötzlich verschlimmert, und nachdem er die beiden vorhergehenden Tage sehr aufgeregt gewesen, zeigten sich am Abend überaus beunruhigende Anzeichen von Urämie, und alle von den Ärzten angewandte Mittel blieben vergeblich.

Die sterbliche Hülle des Königs wurde am 4. Dezember in der Totengruft der Oranier zu Delft beigesetzt, und in demselben Mausoleum, welches die Überreste des „großen Schweigers“ birgt, fand auch der letzte männliche Sprosse seines Geschlechtes die letzte Ruhe.

Nach dem Tode des Königs von Holland erhielt dessen einzige Tochter, die kaum zehn Jahre alte Prinzessin Wilhelmine die Krone und das Scepter des Königreichs. Bis zur Großjährigkeit der jungen Prinzessin wird jedoch die Königin-Witwe als Vormünderin ihrer Tochter die Regentschaft über die Niederlande führen.

So wird denn nunmehr, gerade wie in Spanien eine österreichische Erzherzogin über die Erziehung eines königlichen Kindes wacht, eine deutsche Fürstin im Namen ihrer Tochter die Geschäfte in Holland leiten.

Am Ende dieses Jahrhunderts, das dem monarchischen Prinzip so wenig günstig war, das Könige und Kaiser vom Throne stürzte und in die Verbannung jagte, erleben wir noch das rührende Schauspiel, daß das blondgelockte Köpfchen eines Kindes mit einer Königskrone geschmückt wird. Und wo sollte man nicht fürchten, daß eine so schwache Kraft unter einer so schweren Last zusammenbräche, wenn nicht der ergebene Loyalismus des Volkes ein Bürge für die Zukunft wäre?

Doch welches auch in Zukunft die Geschicke Hollands sein mögen, wir Luxemburger sind nunmehr von

diesem Lande getrennt, und ich glaube, wir haben keinen Grund, das zu bedauern.

Nirgends machte der Tod des holländischen Königs einen nachhaltigen Eindruck. Seine Thätigkeit als Herrscher war vorzüglich in den letzten Jahren eine mehr als unbedeutende gewesen und es war vorauszusehen, daß sein Tod keine bemerkenswerte Änderung hervorrufen würde.

Mit nicht zu verkennender Ungeduld hatte man in Luxemburg dieses Ereignis erwartet, und die Nachricht von dem Hinscheiden des Königs entlockte keinem Auge eine Thräne. Die „königstreuen" Luxemburger sehnten sich nach ihrem neuen Fürsten.

Ich möchte hier nicht untersuchen, aus welchen Gründen die Luxemburger gerade jetzt eine so auffallende Gleichgültigkeit für Holland und dessen hingeschiedenen König zeigten. Auch will ich hier an dieser Stelle nicht das Privatleben des Königs beurteilen, der unser Großherzog war. Ich will mich nicht zum Echo all jener galanten Indiskretionen machen, die allzubekannt sind, als daß sie auch nur erwähnt zu werden brauchten. Seien wir nachsichtig und beurteilen wir die Großen der Erde nicht mit demselben Maßstab, den wir bei gewöhnlichen Sterblichen anzulegen pflegen.

Bei dem Tode eines Königs glaubt sich ein jeder berufen, seine Meinung über den hingeschiedenen Fürsten auszusprechen und dann geschieht es nur zu oft, daß man denselben ungerecht oder auch allzustreng beurteilt. „De mortuis nihil nisi bene" kann keine Geltung haben bei einem König.

Ich will hier nicht auf die Auslassungen der deutschen Presse über Wilhelm III. zurückkommen. Die Luxemburger haben an den Bemerkungen mehrerer Zeitungen

Anstoß genommen, während doch die französischen Blätter noch viel weiter gingen.

Die Franzosen nahmen im allgemeinen das in den Niederlanden stattgehabte Ereignis, mit der ihnen eigenen Leichtlebigkeit hin. Man kann sich eines bedenklichen Kopfschüttelns nicht erwehren, wenn man hört, in welchen Worten verschiedene französische Zeitungen den Tod Wilhelms III. ankündigten. „Le bon roi Guillaume III., de joyeuse mémoire, a fini par mourir . . .“ hieß es in einer derselben[1]) und mit demselben Hohne charakterisierte man das Leben des verstorbenen Fürsten. Man wartete nicht einmal bis das Grab sich über ihm geschlossen hätte, um den bittersten Spott über ihn zu ergießen. Man ließ es sich eben angelegen sein, eher pikante Enthüllungen über sein Privatleben zu bringen, als seine Thätigkeit als Herrscher zu besprechen und sich zu fragen, welche Folgen sein Tod in ferner Zukunft nach sich ziehen könnte.

Nur der „Temps“ bewahrte den ihm eigenen ernsten Ton, und indem er hervorhob, daß es jetzt noch nicht der geeignete Moment sei, die volle Wahrheit über den hingeschiedenen König zu sagen, bemerkte er:

„Dennoch wird man nicht gegen die Regeln des Anstandes verstoßen, wenn man daran erinnert, daß Wilhelm III., obgleich er ein konstitutioneller Fürst war, der die Rechte seines Volkes beobachtete, immer sein öffentliches Leben, in welchem er regelmäßig den Pflichten seines Standes nachkam, genau getrennt hielt von seinem Privatleben, über welches er niemand Rechenschaft ablegen zu müssen glaubte“[2]).

---

[1]) Paul Strauß im „Paris“, datiert vom 25. Nov.

[2]) „Le Temps“, 25. Nov.

Eine andere französische Zeitung beurteilte den König viel strenger und deren Urteil ist um so merkwürdiger, als sie sonst nicht die Gewohnheit hat, sich als Wächterin der öffentlichen Moral aufzuspielen.

„Wenn man den lebenden Herrschern die Wahrheit schuldig ist," heißt es im „Gil Blas" (25. Nov.), „so schuldet man sie auch den Toten. Ich glaube gewiß nicht, daß irgend ein Franzose am Rande dieses halbgeöffneten Grabes ein unanständiges Wort sprechen wird (sic!). Aber ich will in der Vorliebe für kirchliche Beredsamkeit nicht so weit gehen, zu behaupten, Wilhelm III. sei das Muster aller Tugenden gewesen. Er hat allzusehr die Stellung seines Landes und das Erbe seiner Ahnen kompromittiert, als daß man nicht mit Strenge über den unbegreiflichen Leichtsinn, den er an den Tag legte, urteilen sollte." Und im Weiteren heißt es, „man wolle nicht im Namen einer leeren, unfruchtbaren Moral die Akte des verstorbenen Königs beurteilen, aber man könne sich nicht enthalten, zu behaupten, Wilhelm III. sei nicht genug König gewesen."

Ich will die weiteren Ausführungen des „Figaro", des „Gil Blas", des „Echo de Paris", des „Paris" u. s. w. nicht wiedergeben, um nicht den luxemburger Zeitungen einen Vorwand zu geben, um sich im Gefühle einer retrospektiven Susceptibilität darüber zu empören. Aber ich kann doch nicht umhin, zu konstatieren, wie sehr die Würde eines königlichen Hauses darunter leiden muß, wenn beim Erlöschen seines letzten männlichen Sprossen in einer solchen Weise die Schwachheiten des Königs und des „Prince Citron" dem großen Publikum bekannt gegeben werden.

Die Geschichte wird zwar hiervon Rechnung tragen müssen, allein sie wird es doch vielleicht in einer andern Weise

thun, als es jetzt geschieht. Soeben schon finde ich in der „Revue encyclopédique“ (Nr. 2, p. 56 [130]) eine ziemlich unparteiisch geschriebene Biographie Wilhelms III., in welcher es u. a. heißt:

„Der König von Holland führte ziemlich lange ein ausschweifendes Leben. Daher kam es wohl auch, daß er sich übermäßig eifersüchtig auf seine Vorrechte als Gatte und als Vater zeigte. Und weil er als Herrscher nicht unumschränkt sein konnte, so wollte er es doch wenigstens als Familienhaupt sein. Aus diesem Bedürfnis, als autoritärer Fürst zu befehlen, kann man schon erraten, welchen Zwang er sich anthun mußte, um den Geist und den Buchstaben der Verfassung zu beobachten. Er hatte einst ein Ministerium, mit dem er nur in schriftlicher Verbindung stand: er machte aber nichts, um den Sturz desselben herbeizuführen, obschon er dessen Mitglieder verabscheute. Oft riß ihn sein Temperament mit fort, aber kaum hatte er sich wieder beruhigt, so glaubte er die königliche Würde nicht zu kompromittieren, indem er sich bei seinen Untergebenen entschuldigte. Wilhelm III., der letzte männliche Sprosse eines berühmten Hauses, wird keine sympathische Figur bleiben, aber er war ein großer Charakter.“

Man könnte ja auch noch hierüber diskutieren, allein das gehört nicht in den Rahmen dieses Werkes. Ich wollte blos zeigen, welchen Eindruck dieses Ereignis machte, das einen Wendepunkt in der Geschichte Luxemburgs bildet.

Nirgends erwartete man eine Schwierigkeit inbezug auf die Luxemburger Frage, umsomehr, als die erste und die zweite Regentschaft die Gemüter in dieser Hinsicht beruhigt hatte. Aber das verhinderte die Franzosen doch nicht, mit einem mißtrauischen Auge auf das kleine

Grenzländchen zu blicken. Sie mußten sich ja in erster Linie sagen, daß Herzog Adolph ein deutscher Fürst ist. Manche benutzten diese Gelegenheit, um einen Rückblick auf die bisherige Politik des Herzogs zu werfen, und sie fanden, daß derselbe „eher geschickt als edelmütig gehandelt hatte“, weil er sich nicht in eine „intraitable protestation“ eingehüllt habe. „Unter einem solchen Fürsten wird Luxemburg ein deutsches Land sein“ („Autorité“, 25. Nov.).

Andere aber wollen nicht glauben, daß Luxemburg unter dem Herzog von Nassau „verloren gehen“ könne, aber dieses Zutrauen beruft sich einzig und allein auf 1866!

„Es hieße diesen Fürsten beleidigen“, heißt es in einer bereits genannten Zeitung, „wenn man annehmen wollte, er werde von jetzt an seine fraglichen deutschfreundlichen Gesinnungen den Interessen seines Großherzogtums nicht unterordnen wollen. . . Wir, die wir glauben, daß die Verträge mehr wert sind, als das Papier, auf welchem sie geschrieben sind, sehen nicht ein, weshalb der Regierungsantritt eines Fürsten, dem Preußen 1866 seine Staaten geraubt hat, das Signal einer Einverleibung des Großherzogtums ins Deutsche Reich sein sollte“ [1]).

Die englischen Zeitungen glaubten zwar auch nicht, daß jetzt Schwierigkeiten inbezug auf die luxemburger Frage entstehen könnten, allein die meisten wollten doch voraussehen, daß Luxemburg sich früh oder spät dem Einfluß des deutschen Reiches nicht mehr entziehen könne, „selbst wenn es ihm gelingen sollte, seine Unabhängigkeit dem Namen nach aufrecht zu erhalten“ [2]).

---

[1]) „Le Temps“, 25. Nov.

[2]) So die „Morning Post“, die „Daily News“ u. s. w., auch der „New York Herald“ (European edition 24. Nov.).

Die „Times" bemerkte, daß Luxemburg gerade wie Holland die Aufrechterhaltung seiner Unabhängigkeit nur der gegenseitigen Eifersucht der großen Mächte verdanke. Und sie fügte hinzu, insbesondere über das Fortbestehen kleiner Staaten, die nur mehr die Überreste eines künstlichen und veralteten politischen Systemes seien, könne man vieles sagen.

Wenn man bedenkt, welch tiefer Sinn in dieser harmlosen Bemerkung liegt und wie wenig heutzutage die kleinen Staaten um ihre Meinung gefragt werden, daß selbst die Neutralität eines größeren Landes als Luxemburg und das außerdem noch bewaffnet ist, in Frage gestellt werden konnte, — ich sage, wenn man das bedenkt, so wird man begreifen, daß Luxemburg Unrecht hätte, wenn es nicht beständig auf seiner Hut bleiben wollte. —

Es bleibt mir nun nur noch die Thronbesteigung des Herzogs von Nassau zu besprechen und den Eindruck zu charakterisieren, den dieses Ereignis auf die Bevölkerung seines neuen Landes machte.

XI.

Die Thronbesteigung des Herzogs Adolph von Nassau als Großherzog von Luxemburg.

Mit dem Tode des Königs von Holland ging die großherzogliche Krone ohne irgend welche Schwierigkeit auf den Herzog Adolph von Nassau über. Gleich am 23. November kündigte die luxemburgische Regierung der Bevölkerung des Landes beide Ereignisse in folgender Proklamation an:

Mitbürger!

Das Land ist tief betroffen in seinen innigsten Gefühlen der Liebe und Anhänglichkeit. Soeben ist unser verehrter Fürst dem unerbittlichen Leiden erlegen, mit welchem Er seit Jahren in ausdauerndem Kampfe gerungen.

Wilhelm III. hinterläßt Sein Luxemburg in der tiefsten Trauer und einem herben Schmerze hingegeben; aber Er hinterläßt es frei, unabhängig, glücklich.

Die Geschichte Seiner langen Regierungszeit läßt sich in einem Worte zusammenfassen: über vierzig Jahre Freiheit, Unabhängigkeit, ausgedehnter innerer Autonomie und ununterbrochenen Fortschritts. Dieses Werk, welches es unserm kleinen Lande ermöglichte, seine Lebensfähigkeit zu bethätigen, ist ein schönes Blatt in dem Ruhmeskranze des Hohen Verblichenen. Das Andenken daran

wird Ihn überleben. Der Dank und die Segnungen unseres Volkes werden dem geliebten König-Großherzog jenseits des Grabes folgen.

Mögen dieselben ein Trost sein für Ihre Majestät die Königin und Ihr Königliches Kind, welche zuweilen noch gerührten Herzens jener glücklichen Tage gedenken werden, wo wir der Königlichen Familie in gewohnter Weise mit begeistertem Jubel entgegengejauchzt!

Mit Wilhelm III. erlischt die männliche Linie des ruhmreichen Hauses Oranien-Nassau, das, nachdem es in ungetrübtem Glanze Jahrhunderte hindurch erstrahlt, uns noch drei hervorragende, inniggeliebte Fürsten und einen Prinzen-Statthalter unvergeßlichen Andenkens gegeben hat.

Gemäß Art. III der Verfassung ist die Großherzogliche Krone von rechtswegen auf Seine Hoheit den Herzog Adolph von Nassau übergegangen.

Das Land sieht mit unerschütterlichem Vertrauen den Schutz seiner teuersten Interessen und seiner heiligsten Rechte den erprobten Händen Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Adolph anvertraut.

Das herzgewinnende Wesen und die ritterliche Vergangenheit des Herzogs von Nassau ist in Aller Erinnerung. Die hingebende Opferwilligkeit, mit welcher der Herzog-Regent im Lande selbst sich der Erfüllung schmerzvoller Pflichten unterworfen, hat Ihm alle Herzen gewonnen.

Die begeisterten Zurufe, mit welchen Ihr Seine Königliche Hoheit neuerdings begrüßen werdet, sollen dem Auslande verkünden, daß Luxemburg, im Bewußtsein seines Rechtes und unter dem Schutze einer vom Volke verehrten Dynastie, der Zukunft ruhig und vertrauensvoll entgegensieht.

Mit der Krone werden auf Seine Königliche Hoheit die unerschütterlichen Gefühle der Liebe, Treue und Anhänglichkeit übertragen, welche die Luxemburger jederzeit ihren Fürsten entgegengebracht haben, und die in unserm Lande stets die Grundfeste des Thrones und dessen schönster Schmuck gewesen.

Gottes Vorsehung möge walten über unserm Fürsten, der Großherzoglichen Familie und unserm teuern Vaterlande, die auf immer unzertrennlich sein werden!

Luxemburg, den 23. November 1890.

Die Regierung im Conseil:

Eyschen. H. Kirpach. M. Mongenast. Thorn.

* * *

Herzog Adolph wohnte selbst der Beerdigung seines königlichen Verwandten und Vorgängers bei und gleich darauf kehrte er nach Luxemburg zurück. Auch seine Gemahlin Adelheid, die jetzige Großherzogin [1]) und sein Sohn begleiteten ihn dahin.

---

[1]) Die Großherzogin Adelheid ist geboren am 25. Dezember 1833 als die älteste Tochter des Prinzen Friedrich August von Anhalt-Dessau. Sie ist die Tante des jetzt regierenden Herzogs Leopold Friedrich und ist mit vielen Fürstenhäusern Deutschlands verwandt. Ihre Mutter war eine Prinzessin von Hessen-Cassel, von ihren Tanten war die eine Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt, die andere Landgräfin von Hessen-Homburg. Sie hat zwei Schwestern, von denen die jüngere, Hilda, unverheiratet geblieben ist, während die ältere, Bathildis, seit 1862 mit Wilhelm, Prinzen von Schaumburg-Lippe und Bruder des Fürsten zu Schaumburg-Lippe vermählt ist.

Die Großherzogin Adelheid wurde am 23. April 1851 als 18jährige Prinzessin mit dem Herzog Adolph von Nassau vermählt, welcher damals 34 Jahre alt und seit 6 Jahren durch den Tod der Großfürstin Elisabeth von Rußland verwitwet war.

In der feierlichen Sitzung der Kammer der Abgeordneten vom 9. Dezember leistete der Herzog von Nassau den Eid als Großherzog von Luxemburg. Auf dem Throne sitzend verlas er folgende Ansprache, an die sich die Eidesleistung knüpfte, welche von der Kammer in stehender Haltung entgegengenommen wurde.

Meine Herren!

Die Völker, wie die einzelnen Menschen, haben ihre Tage der Trauer und des Schmerzes.

Der Heimgang weiland S. M. des Königs-Großherzogs ist ein herber Verlust für das Land, wie Sie es ja selbst, meine Herren, in einem Gefühle, das Sie ehrt, feierlich ausgesprochen haben.

Wilhelm's III. Regierung ist für Luxemburg eine lange Zeit des Friedens und des Glücks gewesen, unter deren Schutz Freiheit und ungeahnte Wohlfahrt erblüht und die Autonomie und Unabhängigkeit des Landes immer tiefere Wurzeln geschlagen haben.

Dieses Werk, meine Herren, welches Mir und Meinem Sohne stets ein Vorbild sein wird, sichert dem unvergeßlichen Fürsten in der Dankbarkeit eines freien und glücklichen Volkes den schönsten Lohn.

Mit Wilhelm III. hat sich die Gruft der altehrwürdigen Kirche in Delft über der sterblichen Hülle Desjenigen geschlossen, Welcher in der langen Reihe der der jüngeren Linie Unseres Hauses entstammten glorreichen Fürsten als der Letzte dagestanden. Mehreren unter ihnen gebührt in der Geschichte Luxemburgs ein ehrenvoller Platz.

Die Könige sterben .... Dynastien erlöschen .... die Völker leben fort ... Pflicht der Hinterbliebenen ist es, das Andenken derjenigen Fürsten zu ehren, welche dem Wohle des Landes ihre Thätigkeit unablässig

gewidmet. Das Luxemburger Volk und seine Fürsten werden dieser heiligen Pflicht stets gerecht werden.

Die Landesverfassung, die Nassauischen Hausgesetze und die europäischen Verträge berufen Mich auf den Thron des Großherzogtums. Ich bin Mir der schweren Pflichten bewußt, welche mit der Krone auf Mich übergegangen sind. Bei der Wahrnehmung derselben, in guten wie in schweren Tagen, bedarf Ich eueres hingebenden Vertrauens. Ich weiß wohl, daß es leichter ist, die Herzen zu gewinnen, als die Liebe und Zuneigung derselben dauernd zu bewahren. Eure treue Mitwirkung und unwandelbare Unterstützung auch in Zukunft zu finden, wird der Gegenstand Meines Bestrebens sein.

Wir sind alle tief durchdrungen von dem Ernste des Augenblicks, wo die Verbindung des schönen Luxemburger Landes mit dem Hause, dem Ich vorstehe, sich vollzieht. Gott wolle diesen Bund segnen mit Festigkeit und Gedeihen! Dem Himmel sei dafür gedankt, daß es Mir im vorgerückten Alter noch beschieden ist, Meine letzten Kräfte in den Dienst unseres teueren Vaterlandes zu stellen."

Nach diesen Worten erhob sich der Großherzog und leistete den vorschriftsmäßigen Eid:

„Ich schwöre, die Verfassung und die Gesetze des „Großherzogtums Luxemburg zu beobachten, die Unabhängigkeit des Landes und die Integrität des Territoriums zu wahren, zu schirmen die öffentliche und die „persönliche Freiheit sowie die Rechte aller und jedes „Einzelnen Meiner Unterthanen.

„Ich schwöre, zur Erhaltung und Förderung der „allgemeinen wie der besonderen Wohlfahrt alle Mittel „anzuwenden, welche die Gesetze mir an die Hand geben, „so wie es eines guten Landesvaters Pflicht ist.

„So wahr Mir Gott helfe!

„Es lebe das Großherzogtum!"

Die Kammer antwortete mit den dreimal wiederholten Rufen: „Es lebe der Großherzog! Es lebe die Großherzogin! Es lebe der Erbgroßherzog!“

Durch diesen einfachen Akt erhielt der Herzog Adolph die Würde eines unabhängigen Großherzogs von Luxemburg [1]), und damit sahen die Luxemburger ihren Traum verwirklicht.

Adolph von Nassau ist nunmehr unser Landesherr, und zwar ist er ein constitutioneller Monarch und der Beherrscher eines neutralen Landes.

Was die Neutralität Luxemburgs anbelangt, so hat der Herzog schon vor seiner Thronbesteigung oft genug wiederholt, daß er dieselbe zu wahren suchen werde, und wenn ihm in dieser seiner Aufgabe keine Schwierigkeiten erwachsen sollen, muß er es sich angelegen sein lassen, besonders in seinem Verhalten den beiden mächtigen Nachbarstaaten gegenüber eine strenge Gleichmäßigkeit zur Richtschnur seines Handelns zu machen.

Als constitutioneller Fürst hat der Großherzog von Luxemburg keinen selbstherrlichen Einfluß auf die Staatsgeschäfte, sondern er muß sich nach dem Volkswillen richten. Schon öfters hat man bei dieser Gelegenheit auf Wilhelm III. hingewiesen, der als Muster eines constitutionellen Fürsten sich stets an die Verfassung hielt

---

[1]) Die Thronbesteigung des Großherzogs wurde durch persönliche Gesandtschaften den andern Fürsten Europas zur Kenntnis gebracht, und zwar in Berlin, Wien und London durch den Erbgroßherzog, in Petersburg durch den Prinzen Nikolaus von Nassau, in Paris durch den luxemburger Geschäftsträger Vannerus und in Rom durch den Staatsminister Eyschen. Als Ministerresidenten wurden am großherzoglichen Hofe in Luxemburg accreditiert: von seiten Deutschlands der frühere 1. Legationssekretär in Bukarest, Graf von Wallwitz, und von seiten Frankreichs der frühere Botschaftsrat in Berlin, namens Raindre.

und so seinen Nachfolgern den einzuhaltenden Weg vorgezeichnet hat.

Es ist leicht einzusehen, daß unter den gegenwärtigen Umständen keine direkte Gefahr die Unabhängigkeit Luxemburgs bedrohen kann. Die internationale Anerkennung, die der neue Herrscher als Regent wie als Großherzog gefunden hat, beweist zur Genüge, daß vorläufig kein Nachbarstaat die Selbständigkeit des Landes angreifen wird. Deshalb wäre es auch überflüssig, sich in bloßen Hypothesen zu ergehen, und die Luxemburger mögen in der ruhigen Besonnenheit ihres Charakters und dem guten Willen ihres Fürsten diejenigen Elemente schöpfen, deren sie bedürfen, um das zu bleiben, was sie sind und was sie sein wollen.

Die meisten Luxemburger setzen all ihr Vertrauen in ihren jetzigen Großherzog. „Wir hoffen", heißt es in der „Luxemburger Zeitung" (24. Nov.), „und haben alle Gründe, zu glauben, daß das neue Regiment, dem wir entgegengehen, zum Vorteile des Landes ausschlagen wird und daß die Geschicke des Großherzogtums unter seinem nunmehrigen eigenen Fürsten, nach der Trennung von Holland, das uns seit Jahren widerwillig als eine unbequeme Last nachzuschleppen schien, nur gewinnen können."

Das ist im allgemeinen die Ansicht der meisten Luxemburger, und diese Zuversicht ist ein Gefühl, das sie ehrt. Im übrigen will ich nicht das alberne Zeug erwähnen, mit dem gewisse Luxemburger Zeitungen, deren Liebedienerei keineswegs so uneigennützig ist, als es den Anschein hat, die Thronbesteigung des Herzogs von Nassau begrüßten. Man weiß ja, was von dem Patriotismus jener Leute zu halten ist, die ich nicht nennen mag, weil ich meine Feder nicht entehren will, aber ich kann doch

nicht umhin, mit einem bedenklichen Auge dieser übertriebenen Unterthänigkeit zuzusehen, die gewiß dem neuen Herrscher unseres Landes weniger erwünscht ist, als die freimütige Äußerung eines loyalen luxemburger Charakters, der sich vor seinem Fürsten verbeugt und im Stillen seinen Pflichten gegen sich selbst, seine Mitmenschen und seinen Landesfürsten nachkommt und der seinen Lohn im zufriedenen Bewußtsein seines Gewissens findet, nicht aber in der ehrgeizigen Berechnung, die Brosamen, die von dem fürstlichen Tische fallen, eines Tages aufheben zu können.

Man dürfte jetzt wohl auch aufhören, uns Deutschland als ein Schreckgespenst zu zeigen, das immer bereit sei, seine Krallen nach uns auszustrecken. Wenn irgend ein Land die Wünsche des luxemburger Volkes begreift, so ist es sicher nicht Frankreich, das uns nicht kennt und dem nichts an uns liegt, sondern Deutschland. Ich habe mit vieler Genugthuung gesehen, wie gerade in der letzten Zeit die größeren deutschen Zeitungen bestrebt waren, uns Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, und ich möchte nur folgenden Auszug aus der „Kölnischen Zeitung" hier wiedergeben. Nachdem der Verfasser einen kurzen Rückblick auf die Geschichte unseres Ländchens geworfen hat, das nach einer glänzenden Epoche zur Zeit der deutschen Kaiser aus dem Hause Luxemburg ein wechselvolles Dasein führte und bei jedem Kriege zwischen den mächtigen Nachbarn ein Stück seines Gebietes hergeben mußte, heißt es im Weiteren:

„Wer bei Beurteilung des luxemburgischen Landes und der jüngsten Ereignisse von diesen Erwägungen und Rückblicken ausgeht, der wird in den Äußerungen des luxemburgischen Nationalgefühls, das sich wie eine Art Nationalangst ausnimmt, doch etwas mehr erkennen als

bloße träge Scheu vor dem Soldatendienst und dem Steuerbezahlen, wie es in Großstaaten unerläßlich ist; der wird vielmehr in solchen Kundgebungen eine große, herzliche Liebe zur väterlichen Erde und heimischen Eigenart erkennen, die sich aus allem Wirrwarr und Wechsel der Zeitläufte in ihrem guten Kern bis in die Gegenwart hinein gerettet hat. Darum die jubelnde Begeisterung, mit der man dem neuen Großherzog entgegenkommt. In ihm, von dessen Ahnherren gleichfalls einer auf dem deutschen Kaiserthrone gesessen, erkennt das Land zum ersten Male seit Jahrhunderten wieder einen Herrscher, der ihm allein angehören will, der es seiner selbst willen liebt und nicht als ein zeitweiliges läßiges Verwaltungsgebiet ansieht, das ihm weniger gilt, als die entlegenste Kolonie im fernen Weltmeer. Die nie erloschene Heimatliebe der Luxemburger hat wieder einen lebendigen Mittelpunkt gefunden in einem Herrscher, den sie für sich haben und nicht mit einem andern Volke zu teilen brauchen. Darum der Jubel, mit dem ihm die Herzen zufliegen.

Und diese Begeisterung verflüchtigt sich nicht, wenn die nüchterne Berechnung sich zu ihr gesellt, sondern sie erhält durch letztere neue Nahrung. Es ist doch ein Unterscheid, ob in Zeiten großer politischer Entscheidungen an der Spitze eines Staatswesens, vornehmlich eines kleinen, ein Herrscher steht, der sich verwachsen fühlt und eins erklärt mit seinem Volke, oder ein anderer, dem dieses Volk nur ein Besitz unter vielen ist. Mächtiger als Verträge und Überlieferungen schützt in solchen Zeiten den kleinen Staat ein pflichterfüllter und von der Achtung der übrigen Gewalthaber getragener Herrscher. Das aber dürfen sich die Luxemburger mit Stolz sagen: wie ihr neuer Großherzog mit den mächtigsten Fürstenhäusern

Europas durch nahe Verwandtschaftsbeziehungen verbunden ist, so steht er überdies in enger Freundschaft mit allen europäischen Herrschern, von den meerumrauschten nordischen Reichen bis hinab über die Alpen und Karpathen. Was insbesondere Preußen und das deutsche Reich betrifft, so wird es dem Großherzog Adolph in Deutschland nie vergessen werden, nicht am Throne und nicht im Bürgerhause, daß er, nachdem das deutsche Reich in anderer Weise, als er es gewünscht hatte, zustande gekommen war, zwar den Ereignissen gegenüber den ungebeugten Stolz bewahrt hat, den er voraussichtlich auch mit ins Grab nehmen wird, daß er aber zu keiner Zeit allen Versuchungen zum Trotz auch nur das geringste unternommen oder geplant hat, was darauf berechnet gewesen wäre, den Frieden des deutschen Volkes zu trüben. Das wird ihm und seinem Andenken in Deutschland unvergessen sein. Darum erfüllt es namentlich uns Deutsche mit besonderer Genugthuung, daß es dem Großherzog Adolph, da sich seine Sonne schon dem Abend zuneigt, doch noch vergönnt ist, über ein fleißiges, biederes und in seinem Kern überaus treues Volk den Herrscherberuf zu führen. Er wird eine Verklärung des Spätsommers seiner Tage darin finden, diesem Volke ein wohlwollender und sorgender Landesvater zu sein. In der glücklichen Lage, keine großen Kriegsrüstungen tragen zu müssen, wird das von der Natur in jeder Hinsicht gesegnete Land seine reichen Hülfsquellen den Werken des Friedens und des Fortschritts dienstbar machen können; es wird sich der Pflege der schönen Künste und der Denkmäler seiner glorreichen Vergangenheit hingeben dürfen und seinen Ehrgeiz darin setzen, mit seinen Nachbarn gut Freund zu sein, die ihm zur verheißungsvollen neuen Wendung seiner Geschicke von Herzen Glück wünschen. Fürwahr:

seit Jahrhunderten stand Luxemburgs Geschick und Zukunft nicht so glänzend und gesichert, als in unsern Tagen, da Adolph von Nassau den Thron des Landes bestiegen."

Es braucht daher wohl auch nicht erwähnt zu werden, daß die Luxemburger mit dieser Wendung in den Geschicken ihres Landes mehr als zufrieden sind. Nach den langen wechselvollen Änderungen in der Regierung ihres Landes fanden sie gewissermaßen eine Genugthuung darin, sich endlich einmal einem Fürsten, welcher er auch sein mochte, — denn ein deutscher konnte doch an und für sich nicht gleich die Gunst der ganzen Bevölkerung finden — hinzugeben, weil sie nur so eine selbständige Rolle spielen konnten, weil sie nur so Aussicht hatten, sagen zu können: „Wir sind unabhängig, und wir haben einen Großherzog, der uns schützt!" Wer die Luxemburger nicht kennt, der begreift nicht, mit welchem Stolze sie den „Nassauer", wie sie ihn einfach nennen, als „ihren Großherzog" ansehen. Seitdem die Krisis der französischen Revolution vorüber war, hatten die Luxemburger keine Gelegenheit mehr, irgend einem bemerkenswerten Ereignis, irgend einem Prachtaufwand, einer Krönung oder was es auch „fürstliches" sein mochte, beizuwohnen; sie hatten zwar einen Herrscher, einen Großherzog, aber sie bekamen ihn fast nie zu sehen; denn die paar Tage, die Wilhelm II. und Wilhelm III. in Luxemburg verbrachten, waren doch fast nur eine kalte Höflichkeit, die nicht umgangen werden konnte. Die Luxemburger wollten einen Fürsten haben, der in ihren Mauern weilte und der nur der ihrige wäre, und deshalb riefen sie dem Herzog von Nassau so freudig entgegen. Man mag das Liebe nennen, — aber wie sollten die Luxemburger ihn denn haben lieben können, bevor sie ihn noch kannten und bevor er auch nur das geringste für sie gethan hatte?

Die Zukunft allein wird zeigen, ob die Luxemburger in ruhiger Beurteilung der Sachlage oder in übertriebenem Eifer sich diesem voreiligen Loyalismus hingegeben haben.

Die enthusiastische Freude, die die Luxemburger ihrem Großherzog gegenüber bezeugten, galt weniger der Person ihres Fürsten, sondern sie war vielmehr ein Gefühl der innersten Befriedigung, weil dem Lande jetzt seine volle Unabhängigkeit wiedergegeben wurde. Man hat bei dieser Gelegenheit von dem „esprit frondeur“ gesprochen, den man der Mehrheit der Luxemburger zuschreiben will. Allein die verschiedenen Nationen, die im Laufe der Zeiten ihre Herrschaft über unser Land aneinander abtraten, haben vor allem nur soviel an der Ausbildung unseres Charakters mitgewirkt, als sie uns eine gewisse Gleichgültigkeit gegen unsere Herrscher eingeflößt haben, denn die scheinbare Anhänglichkeit, die die Luxemburger von jeher ihrem Fürsten entgegenbrachten, beruht doch zum großen Teil nur auf einer rein äußerlichen Zuvorkommenheit. Ich habe früher gezeigt, wie sie Ludwig XIV. begrüßten, wie sie Napoleon I. entgegenjauchzten, wie sie sich dann wieder unter deutschen und österreichischen Herrschern glücklich fühlten, und feierten sie nicht auch die Könige von Holland, wenn sie nach Luxemburg kamen? Daraus geht eben hervor, daß sie alle Fürsten, die sich in ihr Land begaben, bewillkommneten, als sei ein jeder von ihnen ihr Retter und Beschützer .... War das auch Loyalismus? Und ist das Charakterstärke, wenn gerade die ärgsten Teutonenfresser einem deutschen Fürsten am ehesten entgegenkriechen?

Seien wir doch gerecht und stellen wir uns nicht als Muster von königstreuen Unterthanen hin! Was sollten wir wohl anfangen, wenn all jene Fürsten, denen wir den Eid der Treue schwörten, aus dem Grabe erstehen

und von uns Rechenschaft verlangen würden? Ich gestehe zu, daß es unglückliche Geschicke waren, die das mit sich brachten und die uns dazu zwangen, aber dann brauchen wir uns dessen doch wenigstens nicht zu rühmen!

Eines ist sicher: Gerade jetzt fühlten die Luxemburger mehr als je, daß aus diesem fortwährenden Wechsel kein Heil für's Land erwachsen kann, und deshalb sehnten sie sich nach einem eigenen Fürsten und nach einem dauernden Geschicke.

Den Fürsten haben sie jetzt; an ihnen liegt es nun und auch an ihm, sich ihr Geschick zu bilden!

Zweiter Teil.

Land und Leute in Luxemburg.

I.

Das Luxemburger Land.

Nachdem wir die wechselvollen Schicksale des luxemburger Volkes in raschen Zügen geschildert haben, wollen wir uns nunmehr zu einer kurzen Beschreibung von Land und Leuten wenden. Wie sieht das luxemburger Land aus? Was sind seine Einwohner? Welches ist die Landessprache? Welches sind die Gesinnungen des Volkes? Diese und noch viele andere damit zusammenhängende Fragen sind es, die ich im Nachstehenden kurz und einfach zu beantworten versuchen werde.

Das jetzige Großherzogtum Luxemburg umfaßt nur mehr den vierten Teil des ehemaligen Herzogtums. Von der Gestalt eines nach Norden zugespitzten Dreiecks grenzt es gegen Norden an die belgische Provinz Luxemburg und die Rheinprovinz, gegen Osten ebenfalls an die letztere, so daß die Ur, die Sauer und die Mosel es von Preußen scheiden, gegen Süden an Deutsch-Lothringen und auf eine kurze Strecke an Frankreich, gegen Westen ebenfalls an die belgische Provinz Luxemburg.

Es bildet im allgemeinen eine wellenförmige Hochebene. In seinem nordwestlichen Teile gehört es zu den Ardennen, im Süden erstreckt sich das Plateau von Lothringen herein und im Osten scheiden Mosel, Sauer

und Ur das Land von den Abfällen der Vogesen und dem niederrheinischen Schiefergebirge. So zerfällt das Land in zwei an Höhe und Struktur wesentlich verschiedene Glieder: die nordwestliche, von den Ardennen durchzogene Strecke heißt der Oesling, der südliche, dem Plateau von Lothringen zugehörige Teil bildet das Gutland.

Der Oesling bietet plateauartige Gebirgsmassen, zwischen welchen enge tiefgefurchte Flußthäler und Schluchten zwischen schroff ansteigenden Felsgebirgen sich hinziehen. Die Berge tragen alle wesentlichen Merkmale des Ardennergebirges an sich. Der Boden besteht aus thonhaltigem Schiefer, dessen Blätterungen zuweilen an Abhängen zutage treten. Wenngleich die Höhen kaum 1500 Fuß über das Meer steigen, so ist doch das Klima rauh, da die Nordwinde dieses Vorgebirg des mittleren Europas unmittelbar treffen und im Winter beträchtliche Schneemassen anhäufen. Der Ackerbau ist in diesem von der Natur im Vergleich mit dem wärmeren und fruchtbareren Gutlande stiefmütterlich behandelten Striche weniger ergiebig und lohnend. Nur zweifelhafte Hoffnungen verheißt sich der Bauer, indem sehr oft ein Spätfrost im Mai oder Juni die vielversprechendsten Saaten in einer Nacht vernichtet. Die Bauernhäuser mit ihren feuchten Steinwänden und ihrer schweren, rohen Schieferbedeckung bieten einen wenig kunstschönen Anblick dar. Während das in der Nähe der Ortschaften und Pachthöfe liegende Land einem regelmäßigen Anbau unterworfen ist, werden entfernter gelegene Landesstrecken, die von kärglichem Rasen mit Haide und Ginster bedeckt sind, durch Roden alle 8 bis 10 Jahre kultiviert, d. h. es werden die durch Wurzelgeflechte verbundenen Rasenstücke abgeschürft, an der Sonne getrocknet und dann

verbrannt. Im August und September sieht man bei einbrechender Dunkelheit überall Feuerhaufen hell auflodern, und dieses Schauspiel bietet manchmal einen feenhaften Anblick dar. Der in den Brennhaufen erzeugte Aschenbestand düngt den Boden wieder für ein Jahr, selten für zwei Ernteerträge, und der erschöpfte Boden wird darnach sich selbst überlassen, bis Pflanzenkruste das Roden von neuem ermöglicht.

Der kräftige, rauhe Menschenschlag, welcher dort wohnt, hat ererbte Sitten, Gebräuche und Dialekt, allen Einwirkungen der Neuzeit zum Trotz, treu bewahrt. Fortschritt und Kultur gehen größtenteils spurlos an ihnen vorüber. An der Art und Weise, wie sie das Feld bebauen, an den Geräten, deren sie sich zur Feldarbeit bedienen, an ihrer Lebensweise, ihren Gewohnheiten, ihrer Kleidung u. s. w. erkennt man das treue Abbild ihrer Vorväter. Der Webstuhl war früher und ist noch jetzt ein unentbehrliches Gerät in den meisten Haushaltungen. Wie vor dreihundert Jahren kleiden sich noch heute die Bauern in Leinwand aus selbst gebautem Flachse oder in gemischte Zeuge, wozu die Wolle der eigenen Schafe im Hause gesponnen und zu Zeug gewebt wird, aus dem die fleißigen Hausfrauen und Töchter Kleidungsstücke aller Art nach altem Schnitt anfertigen. Der lange steife Kittel und die blauleinene weite Hose bilden noch immer die gewöhnliche Tracht der Männer und Jünglinge. Die Frauen und Mädchen tragen, wie vor Alters, so noch heute, den breiten „Tirtichs-Rock“ mit einem „Kaseweck“. Als Kopfbedeckung dient den Frauen eine einfache schwarze Haube; bei den Mädchen ist die Haube aus Seide gefertigt; mit zunehmender Gesittung wurde dieselbe mit allerlei bunten Bändern und sonstigem Flitterstaat geschmückt.

Die Kochkunst der Öslinger war von jeher äußerst einfach. Die Hauptmahlzeit wurde bis zum Ende des 17. Jahrhunderts abends nach vollbrachtem Tagewerk gemeinsam gehalten. Gäste waren immer gern gesehen. Bei festlichen Gelegenheiten wurden Verwandte und Freunde zahlreich eingeladen und kräftig bewirtet. Dem Genuß geistiger Getränke aber waren sie nicht zugethan, und selbst bei Festessen zierte nicht der Bier-, sondern der Wasserkrug die Tafel. Seit zwei Jahrzehnten jedoch fröhnen die Bauern in manchen Dörfern der Trunksucht. In verschiedenen Orten tritt das Branntweinfieber epidemisch auf, entnervt die sonst so kräftigen Menschen und führt sie dem physischen und materiellen Verderben mit Riesenschritten entgegen.

Im Übrigen aber sind Ehrlichkeit, Fleiß, Biedersinn, Offenheit und Gastfreundschaft bis auf den heutigen Tag die Tugenden des größten Teils der Öslinger geblieben.

Die Grenze des Öslings wird auffallend gekennzeichnet durch einen zwei Kilometer breiten Streifen Landes mit sogenannten weißen Wacken. Diese Kieselsteine, glatt und rund gewaschen im Wasser, lassen uns das Gutland als ein vorsündflutliches Meer erscheinen, das die kahlen Felsenberge des Öslings bespült hat. Und in der That belehren uns die Geologen mit ihren Theorien voller Mutmaßungen, daß das öslinger Gebirge eines der ältesten Gebirge Europas sei, doch vermag man nichts Bestimmtes darüber zu sagen.

In einem Werke aus dem Jahre 1814, wo also die belgische Provinz Luxemburg noch nicht von unserm Lande abgetrennt war, finde ich folgende Schilderung über das Land im allgemeinen und den damaligen Zustand des Öslings im besondern:

„Als eines der äußersten Vorwerke Deutschlands

gegen Frankreich ruht dieses Land auf seinen alten Bergen. Wenig Wasser nur in sich beschließend, zeigt es kaum ein irgend bedeutend ebenes Land, kleine Ebenen längs der Mosel und der Sauer etwa ausgenommen. Große flache Gebirgsköpfe wechseln meist mit abgesenkten Niederungen, und darüber hinaus steigt der Sandsteinfels mit seinen sanften, runden, oft langgezogenen Kuppen, hier und da von Kalkstein und Gipsfelsen und Bänken unterbrochen, und gegen die eigentlichen Ardennen hin in den Schiefer übergehend. Das Ansehen des Landes ist wie eines solchen, das die Kultur seit wenig Jahrhunderten erst bezwungen, das Ganze ist bezähmt, nur da und dort bricht noch die alte Wildheit vor; die Bergscheitel sind noch größtenteils mit Waldung wie mit rauhem Haarwuchs bewachsen und bedeckt, von da ergießt sich das grüne Leben oft tief an den Abhängen hinunter; einzelne Eichen stehen wohl noch mitten auf Weizenfeldern, und als man den Boden urbar machte, ließ man sie als Grenzmarken zwischen den Feldern oft reihenweise stehen. Von dem großen, dichten, tieferdunkelnden Urwalde, in dem die Bäume nicht gewaltsam durch das Eisen, sondern allein am tausendjährigen Alter starben, worin die großen Ur- und Wisende gingen und wo Karl der Große der Jagd oblag, sind keine Spuren mehr zu bemerken. Häufig genug sind kleine Flecken da und dort zerstreut, wie Theaterwände sind sie schmal und dünn gelichtet an den Straßen aufgestellt, und große Striche, die zusammenhängend in weiter Ausdehnung mit Waldung sich bedeckten, sind selten geworden, und nur etwa der Grünewald und der Forst von Chiny und was noch gegen die Sauer hin übrig ist, sind die einzigen bedeutenden Trümmer, die der Ardennenwald hier im Lande zurückgelassen. Abscheulich haben die Franzosen in diesen Forsten

nach ihrer Art gewirtschaftet, und dazu haben die Bauern seit dem Übergange der Verbündeten noch ihren eigenen Unverstand und ihre zerstörende Habgier beigefügt. Am übelsten sind vor der Zeit die Ardennen weggekommen. Um hinreichende Weiden für die große Schafzucht zu gewinnen, hat man alle Berge weit und breit abgeholzt; darauf sind die wenigen Wässer noch zum größten Teil versiegt; dürr und trocken stehen die Berge, und sie, die unten aus der verschlossenen Tiefe die stärksten Eichen nährten, wissen kaum arme Halme in der dünnen Dammerde an der Oberfläche aufzubringen, aus denen kleine Schafe ein mageres, aber sehr wohlschmeckendes Fleisch mit großer Mühewaltung bereiten [1]). Unbeschreiblich öde ist in diesen Strichen das Ansehen der ganzen Gegend, nichts als die allerdürrste, unschmackhafteste Lebensprosa ist zurückgeblieben und die aufgebrachte Natur wehrt nun auch nachzürnend der Heilung dieses Übels. Weil nämlich dieser Teil der Ardennen auf der höchsten Scheide zwischen den Flußgebieten von Maas und Mosel liegt, darum ziehen die Winde frei stürmend nun auf diesen nackten Höhen um, und lassen das neu angepflanzte Unterholz, das die Dürre des Sommers auch überstanden, nicht leicht der Winterkälte entrinnen.“

Das Gutland, ein Zweig des Plateaus von Lothringen, bietet eine wellenförmige Hochebene und enthält vereinzelt emporsteigende Bergkegel. Hier breiten sich liebliche Thäler mit zahlreichen, meist wohlhabenden Dörfern, zwischen angebauten Abhängen aus, deren Höhen oft mit reichem Laubwald gekrönt sind. Hier findet man Überfluß an allen Getreidearten, der Boden birgt reiche Erzlager und im üppigen Moselthale bedeckt die Rebe die sanft

---

[1]) Seit den 40er Jahren haben die Öslinger die Schafzucht teilweise aufgegeben und sich mehr auf den Ackerbau verlegt.

ansteigenden Abhänge der Hügel. Das vorhin erwähnte Werk schildert das Gutland mit folgenden Worten: „So ängstigend und traurig aber“, heißt es daselbst, „das Land in solchen Gegenden erscheint, so lachend, reich, schön und malerisch ist es an anderen Orten, besonders an der mittleren Sauer zwischen Diekirch und Echternach. Dieser Strich darf neben dem Rhein in all seiner Pracht und Herrlichkeit nicht zurückstehen. Durch den schmalen Saum am Fuße der Gebirge läuft mitten unter Binsen und Wasserpflanzen vertraulich der kleine stille Strom, seine Ufer aufs schönste bewachsen mit den dunkelgrünen Erlen, Eschen mit Obstbäumen und alten Eichen untermischt, über die hier und da Pappeln wie Flammen sich erheben. Landhäuser, umgeben von schönen Anlagen, stehen längs dem Ufer, und Eisenschmieden, wo die wilden Gluten, die das Eisen bezwingen, gleichfalls in der Mitte anmutiger Pflanzungen auflodern. Vor allem schön aber ist jener Teil um das sogenannte Mühlenthal[1]) aufwärts und abwärts, welche Gegend man füglich einem alten Riesenlande vergleichen kann. Die Gipfel aller Berge an beiden Ufern sind bedeckt und gekrönt mit den nackten, Erde und Wald durchbrechenden Bänken des Felsgesteins, die in mancherlei Aus- und Einbeugungen sich hinziehen, senkrecht abgeschnitten, wie aus ungeheuren Quadern zusammengeschichtet, das Ansehen unermeßlicher alter Riesenburgen mit ihren Bollwerken und Türmen haben, die bis nahe an die Zinnen in die Erde eingesunken, aus dem Urwald sich erheben, und weil seit ihrem Untergange lange Zeiten vergangen sind, wieder oben mit Wald gekrönt erscheinen. Und es ist nun, als wären die Bewohner dieser ungeheuren Burgen, wie sie

[1]) Mühlenthal, gewöhnlich Müllerthal genannt.

lange einsam jeder auf seiner Höhe gehauset, eines Tages im mächtigen Grimm entbrannt, und hätten von den Zinnen mit gewaltiger Anstrengung unter einander sich bestritten. Von den Höhen den Abhang hinunter, durch den Strom, die anderen Höhen hinauf, ist Alles mit mächtigen Steinstücken bedeckt, die wie aus den Felsenburgen einander zugeschleudert, teils tief in die Erde eingeschlagen, teils im Bette des Stromes stehen und recht eigentlich versinnlichen, was die Alten mit ihrem Titanenstreit gewollt. Am stärksten ist das Gewühle eben in jenem Mühlenthal gewesen, das einige Stunden ins Land einschneidet; aber solche Zeit ist auch schon seit diesem Kampfe verflossen, daß selbst jene Werkstücke, die zur Wehr gedient, wieder von der Natur bezwungen sind, indem sie mit Epheu und Moos bedeckt erscheinen, und aus den Spalten ihrer Geschiebe wieder häufig mächtige Eichen sich erheben. Auch bezeichnet ein Kreuz mitten auf den Feldern der Zerstörung aufgerichtet und aus einem solchen Felsenstück gehauen, die glücklich gewonnene Bezwingung der rohen, wilden Naturgewalt durch die Macht der geistigen Natur."

Weder eine Aufzählung der (übrigens unbedeutenden) Berge des Landes, noch eine Erwähnung der Flüsse desselben dürfte großes Interesse darbieten. Sagen wir immerhin ein Wort über die bedeutenderen Flüsse. Mit Ausnahme der Korn, die der Maas zuströmt, fließen alle Flüsse und Bäche des Großherzogtums in die Mosel, so daß das Land zum Moselgebiet und in weiterer Ausdehnung zum Rheingebiet gehört. Die Mosel, der größte Fluß des Landes, hat einen Lauf von 130 Stunden; sie entspringt in den Vogesen, bildet auf eine Strecke von 7 Stunden die Grenze zwischen Rheinpreußen und dem Luxemburgischen und ergießt sich nach vielen

Krümmungen bei Coblenz in den Rhein. Bereits in alter Zeit wurde dieser Fluß, der übrigens nicht ohne Reiz ist, vom lateinischen Dichter Ausonius besungen. In den fruchtbaren Thälern, durch welche er strömt, sieht man überall mit Reben bepflanzte Abhänge und kräftige biedere Bewohner. „Sei mir gegrüßt, du frucht- und männerreiche Mosella," ruft der lateinische Dichter aus, „dich ziert eine kriegs- und waffentüchtige Jugend, hier hat die Natur ihren Lieblingen Sitte, Frohmut und Gesinnungstüchtigkeit verliehen."

Die Sauer, der eigentliche Hauptfluß und nach der Mosel der größte Fluß des Landes, hat einen Lauf von 20 Stunden und durchschneidet in vorherrschend östlicher Richtung das Land in der Mitte. Sie kommt aus Belgien und durchströmt anfänglich ein enges, wildes Thal, worauf sie im Gutland zwischen sanfteren Hügeln dahinfließt.

Die Alzette oder Elz, mit einem Lauf von 12 Stunden, nimmt ihren Ursprung in Deutsch-Lothringen dicht an der luxemburger Grenze, schlängelt sich durch ein anmutiges Thal und bespült die Unterstädte Luxemburgs. Sie hat stellenweise ein sehr tiefes Bett, schwillt bei Regenwettern rasch und hoch an und verursacht dann oft bedeutenden Schaden, befruchtet dagegen mit ihrem Schlamme die benachbarten Wiesen, die sie dann mit weitem See überzieht; sie ist der luxemburgische Nil.

II.

Die Stadt Luxemburg.

Die Stadt Luxemburg, die Hauptstadt des Großherzogtums, besitzt eine beneidenswerte romantische Lage. Sie liegt auf einem Plateau, das südlich durch das Thal des Petrusbaches, östlich und nordöstlich durch die Alzette begrenzt wird und sich westlich und nordwestlich in der Ebene verläuft. Beide Thäler sind tief und eng, ihre Ränder sehr steil, stellenweise fast senkrecht.

Wer Luxemburg seit dreißig Jahren nicht mehr gesehen, würde es heute kaum wiedererkennen. Ringsum hatte die Stadt eine Anzahl künstlicher Bastionen von gewaltigen Massen. Diese Werke sind gesprengt, die meisten Gräben ausgefüllt, die Wälle dem Erdboden gleich gemacht, und schon sind an den meisten Stellen Anlagen entstanden und friedliche Gebäude sind an der Stelle der alten kriegerischen Bauwerke emporgewachsen. An manchen Orten hatte das Abtragen große Schwierigkeiten, denn die gewaltigen vom Thal aus aufgeführten Strebemauern, welche die Stadt stützen, konnten nicht angetastet werden. Dennoch sind auch an den Abhängen hin und wieder Mauern abgetragen worden, und der hinabgestürzte Schutt bildet Halden, auf denen in aller Zukunft nicht mehr wachsen wird als Königskerzen und dürftiges Gebüsch.

Statt der schmalen, jäh aufsteigenden Wege, auf welchen man durch die Unterstädte Grund und Pfaffenthal nach der Oberstadt gelangte, führen jetzt breite und bequeme Straßen aus der Stadt nach allen Richtungen ins Land hinein. Die verschiedenen Thore, die früher bei Einbruch der Nacht geschlossen wurden, sind niedergerissen, und die hohen Ringmauern mit ihren Türmen sind meistens abgetragen, so daß jetzt Luft und Licht ungehindert in die Stadt dringen können. Der vierzig Meter hohe Viadukt, der den Bahnhof mit der Stadt verbindet, die drei Eisenbahnbrücken, über welche die Züge in schwindelnder Höhe dahinbrausen und die Eicherstraße, die über abgetragene Festungswälle bequem hinwegführt, verdienen als Kunstbauten eine besondere Erwähnung.

Im Jahre 1872 schrieb Dr. Otto Delitsch in seiner Zeitschrift „Aus allen Weltteilen“ u. a. folgendes über die Stadt Luxemburg:

„Wenn der Reisende in den Bahnhof von Luxemburg einfährt und auf den freien Platz vor demselben tritt, ahnt er die landschaftlichen Überraschungen noch nicht, die ihn erwarten. Ein paar hundert Schritte und die Chaussee führt ihn zwischen mächtigen Mauern und Wällen der Festung — erstere ruhen teilweise selbst auf dem natürlichen hervorstehenden und glattgehauenen Fels — hindurch wenige Schritte abwärts, und er befindet sich auf hoher Brücke über dem Petersthal und schaut rechts und links hinunter in den natürlichen tiefen Graben, vor ihm starren die gegenüberliegenden Mauern der Festung, auf natürlichen Felswänden gegründet, empor, nach außen sieht er in die Rückseiten zahlreicher Bastionen hinein. Gärten und Wiesen füllen den Thalgrund und die unteren Gehäge, kleine Häuser, zum Teil wie Schwalbennester an den Felsen gebaut, blicken freundlich aus der Tiefe

zur Linken, während zur Rechten ein größerer Stadtteil in die Tiefe des Thals eingezwängt ist, über welchen die kühne Eisenbahnbrücke hinwegführt.

„Es ist schwer, Luxemburg zu beschreiben. Der Platz trägt mit seinen stattlichen, oft originellen Häusern und Türmen, mit den im vielgewundenen Thal eingeklemmten Vorstädten Grund, Klausen und Pfaffenthal, mit den allerorts vorspringenden Jurakalkfelsen und mit den durch jahrhundertelangen Fleiß aufgetürmten kolossalen Festungswerken ein so seltsames und gewaltiges Gepräge, wie schwerlich eine andere Stadt gleicher Größe und Einwohnerzahl. Auf einem ziemlich kreisförmigen Raum ist die nicht allzugroße Stadt erbaut. Eine enge Thalschlucht, das Petersthal, von einem in die Alzig sich ergießenden Bach[1]) durchflossen, begrenzt im Süden, das Thal der Alzig selbst im Osten und Nordosten die Stadt; die natürlichen Felsenwände, Vorsprünge und Terrassen sind von der Thalsohle herauf mit ungemeinem Fleiß und mit einem fast unverantwortlichen Aufwand von Kraft, Zeit, Material und Geld in stufenförmig über einander emporragende Festungswerke verwandelt worden, deren vorspringende oberste Ecken gewöhnlich mit kleinen überhängenden Türmchen gekrönt, fast möchte ich sagen geschmückt sind. In seltsamster Weise gestalten sich die Wege von der Stadt ins Thal; bald in Felsen eingehauen, bald mit steinernen Bogenbrücken die Felsklüfte überspannend oder mit Zugbrücken über dieselben führend, an beiden Seiten mit Mauern und Türmen versehen, führen sie durch eine Reihe von Thoren abwärts, an einer Menge gefahrdrohender Schießscharten vorbei, so daß der andringende Feind, von tötlichen Geschossen begrüßt, und

[1]) Die Petrus. — Petersthal = Petrusthal. — Alzig = Alzette.

käme er auch in noch so großer Anzahl, das innerste Thor nicht erreichen würde.

„Aber was helfen jetzt diese Maßregeln — jetzt, wo man aus meilenweiter Entfernung die ganzen Mauern mit ihren Warttürmchen und Schießscharten in Trümmer legt, um dann über die Schutthaufen hinweg in den Platz einzudringen? Was nützen die mächtigen Außenforts und Lünetten Luxemburgs, die, auf engsten Raum zusammengedrängt, dem Feinde ein gemeinsames Angriffsobjekt darbieten, während rings in einer Entfernung von kaum einer Wegestunde die Plateauwellen, so flach sie sonst sind, die Stadt überhöhen und beherrschen? Luxemburg war durch Kunst und Natur nach früherem System und bei den schwächeren Leistungen der Artillerie eine der bedeutendsten Festungen der Welt, das Deutsche Reich hat ganz unglaubliche Summen auf den Bau verwendet. Kaiserin Maria Theresia besuchte einmal den Platz, nachdem mit einem Aufwand von mehreren Millionen wiederum neue Werke geschaffen worden waren, und fragte verwundert: „Sind denn diese Mauern alle von Stein!“ worauf sie die Antwort erhielt: „Ja wohl, Majestät von lauter festem Stein!“ Und lächelnd erwiderte die sparsame Herrscherin: „Ich hatte geglaubt, sie wären von Gold, weil ich so viel dafür habe ausgeben müssen!“ — Auch Goethe hielt sich einst mehrere Tage in Luxemburg auf und lernte aus eigener Anschauung den damals militärisch wichtigsten Platz Deutschlands, die Grenzfeste gegen das übermütige und übermächtige Frankreich, kennen.

„Lange blickte ich von der hohen Brücke hinab in das Petersthal, bald auf die Gärten und die ärmlichen Häuser, die da unten, mitten zwischen den gewaltigen Festungswerken, eine friedliche stille Welt für sich bilden, während hoch über ihnen das geräuschvolle Leben sich

hinzieht; — bald auf die wunderlichen Formen der vorstehenden Felsbänke und auf die sinnreiche Anlage und die verschiedenartigen Formen der nicht minder wunderlichen und großartigen Mauern, deren oberste Zinnen freilich schon hier und da der regelrechten Zerstörung anheimfallen.

„In das Innere einer Festung tritt man nicht mit großen Ansprüchen ein. Die Industrie hat da keine großen Räume zu ihrer Verfügung, die Baukunst sieht sich durch militärischen Zwang beschränkt, die Baulust durch die im Kriegsfall drohenden Gefahren. Luxemburg übertrifft die Erwartungen. Die Kirchen und andere öffentliche Gebäude sind stattlich, das Stadthaus, das Athenäum (ehemals Jesuitenkolleg, jetzt für Unterrichtszwecke und Aufstellung von Sammlungen verwendet) und mehrere Regierungsgebäude zeichnen sich durch monumentale Bauart aus, die Wohnhäuser sind freundlich, teilweise noch altertümlich. Ein großer mit Bäumen besetzter Platz giebt eine angenehme Abwechslung und dient auch gegenwärtig der jetzt aus Luxemburger Landeskindern bestehenden Besatzung zur Abhaltung ihrer Paraden und ihrer von den Bürgern fleißig besuchten musikalischen Abendunterhaltungen.“

Vorhin erwähnte Dr. Delitsch den Aufenthalt Goethes in Luxemburg. Als Goethe nämlich im Oktober 1792 auf der Durchreise von seiner „Campagne in Frankreich“ seinen Weg durch das Luxemburger Ländchen nahm, da war er nicht wenig erstaunt, als er das Felsennest Luxemburg erblickte und nachdem er mehrere Tage damit verbracht, sich in dem pittoresken Städtchen „sinnend und denkend herumzuwinden“, schrieb er in sein Tagebuch, Luxemburg sei „das wunderlichste Lokal, das vielleicht in der Welt zu finden ist.“ Ich kann nicht umhin, das

Wichtigste, was er an den folgenden Tagen über Luxemburg schrieb, hier anzuführen. Diese Citate geben zugleich eine Idee von dem, was die frühere Festung Luxemburg war. Unterm Datum des 15. Oktober schreibt Goethe:

„Wer Luxemburg nicht gesehen hat, wird sich keine Vorstellung von diesem an- und übereinander gefügten Kriegsgebäude machen. Die Einbildungskraft verwirrt sich, wenn man die seltsame Mannigfaltigkeit wieder hervorrufen will, mit der sich das Auge des hin und her gehenden Wanderers kaum befreunden konnte.

„Ein Bach, Petrus genannt, erst allein, dann verbunden mit dem entgegenkommenden Fluß, der Else (Alzette), schlingt sich mäanderartig zwischen Felsen durch und um sie herum, bald in natürlichem Lauf, bald durch Kunst genötigt. Auf dem linken Ufer liegt hoch und flach die alte Stadt; sie, mit ihren Festungswerken nach dem offenen Lande zu, ist anderen befestigten Städten ähnlich. Als man nun für die Sicherheit derselben nach Westen Sorge getragen, sah man wohl ein, daß man sich auch gegen die Tiefe, wo das Wasser fließt, zu verwahren habe; bei zunehmender Kriegskunst war auch das nicht hinreichend, man mußte, auf dem rechten Ufer des Gewässers, nach Süden, Osten und Norden, auf ein- und ausspringenden Winkeln unregelmäßiger Felspartien neue Schanzen vorschieben, nötig immer eine zur Beschützung der andern. Hieraus entstand nun eine Verkettung unabsehbarer Bastionen, Redouten, halber Monde, und solches Zangen- und Krakelwerk, als nur die Verteidigungskunst im seltsamsten Falle zu leisten vermochte.

„Nichts kann deshalb einen wunderlichern Anblick gewähren, als das mitten durch dies alles am Flusse sich hinabziehende enge Thal, dessen wenige Flächen, dessen sanft oder steil aufsteigenden Höhen zu Gärten angelegt,

in Terrassen abgestuft und mit Lusthäusern belebt sind, von wo aus man auf die steilsten Felsen, auf hoch getürmte Mauern rechts und links hinaufschaut. Hier findet sich so viel Größe und Anmut, so viel Ernst mit Lieblichkeit verbunden, daß wohl zu wünschen wäre, Poussin hätte sein herrliches Talent in solchen Räumen bethätigt. . ."

Am 16. Oktober fährt Goethe fort:

„Die allen Begriff übersteigende Mannigfaltigkeit der auf- und aneinander getürmten, gefügten Kriegsgebäude, die bei jedem Schritt vor- oder rückwärts, auf- oder abwärts ein anderes Bild zeigten, riefen die Lust hervor, wenigstens einiges davon aufs Papier zu bringen. Freilich mußte diese Neigung auch wieder einmal sich regen, da seit so vielen Wochen mir kaum ein Gegenstand vor die Augen gekommen, der sie geweckt hätte. Unter andern fiel es sonderbar auf, daß so manche gegeneinander überstehenden Felsen, Mauern und Verteidigungswerke in der Höhe durch Zugbrücken, Galerien und gewisse wunderliche Vorrichtungen verbunden waren. Irgend jemand vom Metier hätte dieses alles mit Kunstaugen angesehen und sich mit Soldatenblick der sichern Einrichtung erfreut; ich aber konnte nur den malerischen Effekt ihr abgewinnen und hätte gar zu gern, wäre nicht alles Zeichnen an und in den Festungen höchlich verpönt, meine Nachbildungskräfte hier in Übung gesetzt."

Gegenwärtig aber sind, wie vorhin erwähnt, die eigentlichen Festungswerke verschwunden, und auf dem Boden der ehemaligen Festung erhebt sich die Neustadt mit ihren geraden, rechtwinkeligen Straßen. Die Aussichten um die Stadt sind noch schöner geworden, wenigstens in einem andern Genre. Zwischen Grund und Pfaffenthal zieht sich von der Oberstadt nach Klausen eine Felsenzunge hin. Das ist der „Bock", auf welchem einst

die Burg Lucilinburnhut stand. Von dort aus genießt man eine weite malerische Aussicht. Tief im Grunde fließt sanft und leise die Alzette dahin bis hinunter nach Eich und Dommeldingen, wo in dem erweiterten Thale rauchende Hochöfen sich erheben. Auf der andern Seite der Stadt liegen mehrere Anhöhen: die eine, das Sandweiler Plateau, von wo aus die Stadt mehrmals bombardiert wurde, die andere mit dem Fort Thüngen, wo man jetzt nur mehr drei Türme sieht (die sogenannten „drei Eicheln"), auf deren Dächern drei vergoldete eichelförmige Kuppeln in den Strahlen der Sonne weithin erglänzen. Auf einer folgenden Anhöhe erblickt man in der Ferne ein kleines, weltverlorenes Dörfchen, und überall in dieser Landschaft sieht man bald hier, bald dort kleine lichte Waldungen, bepflanzte Promenaden, freundliche Villa's und Gärten.

Aber so romantisch und herzerfreuend die Umgebung Luxemburgs ist, so öde und so langweilig ist das Innere. Die Stadt ist nicht einmal mehr der Schatten ihrer Vergangenheit. Die Straßen sind zwar erweitert, die Häuser vergrößert und verschönert, ein angenehmer Park umgiebt fast die ganze Stadt, allein, was hilft's? Luxemburg ist und bleibt eine Kleinstadt.

Früher war sie zwar noch kleiner, aber sie war eine Festung und sie spielte immerhin eine bemerkenswerte Rolle. Es war Leben in der Stadt und die Bürger waren sich der Würde ihrer Hauptstadt bewußt. Heute ist das nicht mehr der Fall.

Von Leben keine Spur mehr. Die Stadt ist öde, ausgestorben. Man gehe durch die Straßen am hellen Tage und überall sieht man die Bürger vor Langeweile gähnend umherschlendern. Rege Thätigkeit merkt man

nur selten, sondern überall findet man den alltäglichen Schlendrian, der die Hast der Zeit nicht kennt.

Selbstbewußtsein ist unter den Bürgern geschwunden. Was ist Luxemburg noch? Nichts mehr! so hört man in allen Ecken und Enden. Nationalgefühl (ich meine das wahre, richtige) kennt die heutige Generation nicht mehr; sie vermag sich nicht zu begeistern für etwas Hohes, Edles, Erhabenes. Echt deutsche philisterhaftige, spießbürgerliche Kleinstädter sind die Luxemburger geworden und als solche fühlen sie sich. Schade nur, daß Luxemburg noch keinen Kotzebue hervorgebracht hat!

Dem Fremden bietet das Innere der Stadt kaum etwas Merkwürdiges. Das einzige Gebäude, das bemerkt zu werden verdient, ist das frühere Regierungsgebäude, jetzt Großherzoglicher Palast, in spanisch-niederländischem Stile erbaut. Man weiß nicht genau, wann dieses Gebäude errichtet worden ist; jedenfalls bestand es schon im Jahre 1443, als Philipp der Gute sich der Stadt bemächtigte und das Regierungsgebäude oder Rathaus in Besitz nahm. Im Jahre 1590 wurde im Hofe des Rathauses der Herr von Befort wegen Verrat enthauptet. Während der französischen Herrschaft diente das Gebäude dem Präfekten des Wälderdepartements als Wohnung. Auch Napoleon bewohnte dasselbe 1804 während drei Tagen. Seither diente es dem holländischen Könige und seinem Statthalter als Absteigequartier und jetzt dient es dem Herzog von Nassau als großherzoglicher Palast.

Die übrigen öffentlichen Gebäude zeichnen sich höchstens durch einen kasernenartigen Stil aus und manchmal fehlt auch noch dieser. Das jetzige Stadthaus, dessen Untergebäude eine Markthalle bildet, ist vor allen andern durch seine wirklich phänomenale Platitüde

bemerkenswert. Gegenüber steht das Athenäum, früher Jesuiten-Kollegium, das damals mit der Nikolauskirche verbunden war. Kirchen hat Luxemburg mehrere, jedoch sind sie als Gebäude wenig bemerkenswert; höchstens könnte man der ziemlich altertümlich aussehenden Façade der Liebfrauenkirche einigen Geschmack abgewinnen.

Von den andern öffentlichen Lokalen ist wohl nichts zu sagen. Am Ende der Großstraße sieht man in einem kleinen Gäßchen eine St. Michael-Statue: dort ist der Sitz eines Kasinos mit Lesezirkel, welchen der Volksmund spöttisch bezeichnet als „De versoffene Rôsekranz“. Uneingeweihte werden daselbst nicht zugelassen und, wie man sagt, ist eine jahrelange Vorbereitung erforderlich, um in das Heiligtum dieser Spießbürger-Sippschaft zugelassen zu werden. Früher war das das einzige Kasino; seit einigen Jahren aber haben sich die „Aristokraten“ abgetrennt und ein neues Kasino gebildet, dessen Versammlungslokal — ein schönes, neues Gebäude — das Petrusthal dominiert.

Gesellschaftliches und geistiges Leben findet man nicht in Luxemburg. Für die Litteratur besteht dort gar kein Interesse; über die Werke der luxemburgischen Schriftsteller werde ich später Gelegenheit haben, ein Wort zu bemerken [1]).

---

[1]) Das Zeitungswesen in der Stadt und im Lande (denn es giebt auch Zeitungen — und zwar verhältnismäßig viele — in den übrigen „Städten“) befindet sich wirklich in erbärmlichen Zuständen. Die meisten derselben haben gar keine Tendenz und besitzen alle nötigen Eigenschaften, um als „Käseblättchen“ bezeichnet zu werden. Unter den hauptstädtischen Zeitungen giebt es Sudelblätter, in denen zuweilen ein unglaublicher Ton herrscht. Die „Luxemburger Zeitung“ ist mehr oder weniger deutsch gesinnt und dafür werden ihr von Zeit zu Zeit von ihren Kollegen ehrende Epitheta zu Teil; so

Wie man sieht, ist mein Urteil über die jetzige Stadt nur allzu gerechtfertigt. Ich möchte damit schließen, indem ich auch noch das Urteil des Alexander Baron von Roberts, der seine Jugendzeit in Luxemburg verbrachte, citiere. „Luxemburg", so schreibt er, „hat nun einmal das Unheil, ob mit oder ohne Festungsmauern, das Liebäugeln der Strategie auf sich zu ziehen — früher war es die Festung selbst, jetzt der wichtige Eisenbahnknotenpunkt. Wie gesagt, eine geborene Festung ist Luxemburg — eine geborene Fürstenresidenz ist es nicht! Zwar sind die düstern Thorburgen gefallen und ein mit eleganten Wohnungen und schattigen Anlagen geschmückter Boulevard umgiebt die ehemals von Wällen umklammerte Altstadt; wo die riesenhohen Bastionsmauern nicht eingerissen werden konnten, ohne die Basis der Stadtbauten selbst zu gefährden, erheben sich reizende Villen, und die ganze Umgebung im Bereiche der Festungsruinen ist zu einem großartigen Park umgewandelt, ein Verdienst des jetzigen Staatsministers, Hrn. Eyschen. Die Stadt ist schöner, heller, freundlicher und gesünder geworden, ihren starren und kriegerisch-trotzigen Charakter hat sie zwar eingebüßt, und selbst die Luxemburger wollen es nicht leugnen: seit dem Abzuge der verhaßten Preußen geht ein häßliches Gespenst um in der modernisierten Stadt — die Langeweile. Am hellen Mittag sitzt es auf dem öden Paradeplatze vor einem der leeren Café's, die wenigen Vorübergehenden zum Gähnen reizend, schleicht

---

giebt z. B. das „Luxemburger Wort" (Nr. 82, Jahrgang 28, Donnerstag, 8. April 1875) der „Zeitung" die schmeichelhafte Benennung „der hiesige Düngerwagen für den Import bismarckischer Kulturartikel" und dann spricht es von „den Fuhrknechten des genannten Wagens", denen „es wirklich kannibalisch wohl ist". Das ist luxemburgische Courtoisie eines klerikalen Blattes!

bei dem überaus trüben Gaslichte durch die einsamen Straßen und hockt auf einem Trümmerhaufen, den ein wohlfeiler Stadtrat soeben zum 150. Aussichtspunkte herrichtet (fast fehlt es an Publikum, um all dieser Aussichten froh zu werden!). „Früher waren wir doch wenigstens eine Bundesfestung, was sind wir jetzt?“ so seufzt es. „Eine Kleinstadt!“ kommt die Antwort, und eine französierte, das ist schlimmer, als eine rein deutsche . . . . . füge ich hinzu.“

III.

Der National-Charakter.

„Das Land hat viel Wald und kleine Bächlein, gesunde Luft und gut getrew Volk“ sagt Sebastian Münster in seiner im Jahre 1611 erschienenen Kosmographie [1]). Und viel später, im Jahre 1867, sagte der bekannte Gesellenvater Kolping über Luxemburg: „Reise getrost hin nach diesem schönen Lande und verkehre besonders mit dem Landvolk daselbst; betrachte die hohen kräftigen Männergestalten, durchaus brav, sittlich und gottesfürchtig. Ein besseres, gemütlicheres Völkchen findest du kaum, und der Boden, den es bebaut und bewohnt, gehört zu den schönsten Fleckchen deutscher Erde.“

An der westlichen Grenze Deutschands haben die Luxemburger treu den deutschen Mutterlaut gehegt, deutsches Volkstum und deutsche Sitten in Haus und Leben bewahrt, dicht an der Grenze gallischer Abkömmlinge, der Wallonen, in dem höchst wechselvollen Gange ihrer Geschichte, trotz der Verbindungen ihrer Fürsten mit wallonischen und französischen Herrscherfamilien, trotz der Verwaltungssprache und trotz aller Mittel, die angewandt wurden, die Bewohner für Frankreich zu begeistern.

„Die Luxemburger“, sagt Dr. Gredt, „teilen mit den übrigen deutschen Stämmen eine echt deutsche treffliche

[1]) Baseler Ausgabe, S. 354.

Natur, die Vorzüge des Körpers und den tüchtigen, sittlichen Gehalt des Charakters. Sie sind ein kräftiger, geweckter, biederer Menschenschlag, in Harmonie mit dem Boden, auf dem sie leben, mit der Luft, die sie einatmen.“ Und im Weitern drückt sich derselbe Professor folgendermaßen über den Charakter der Luxemburger aus:

„Unser von den Ardennen und einem Teil des Plateaus von Lothringen durchzogenes Land bildet, mit Ausnahme manch schönen langgestreckten Thales, im allgemeinen eine wellenförmige Hochebene, deren Boden uns zwar nicht den Luxus der Pflanzenwelt darbietet, aber doch bei fleißiger Bearbeitung Ueberfluß an Lebensmitteln gewährt, so daß, da fast jeder sein eigen Stück Land besitzt, man überall einen mäßigen Wohlstand, nirgends aber große Reichtümer antrifft. Die Folge davon ist Einfachheit in Sitte und Kleidung, ein unabhängiger, nach Gleichheit strebender Sinn und beharrliche Ausdauer; hier herrschen noch wahrhaft patriarchalische Verhältnisse mit ihrem Gefolge, eine liebenswürdige Natürlichkeit und Offenherzigkeit, eine kaum zu erschöpfende Gutmütigkeit und Herzlichkeit. Der Luxemburger ist heiter und strebsam, in hohem Grade mildthätig und gastfreundlich; seine unverbrüchliche Treue gegen den Glauben seiner Väter und sein Fürstenhaus ist sprichwörtlich geworden. Sein biederer, gerader Sinn sträubt sich gegen alles Falsche, unter welcher Form es auch erscheine. Der Luxemburger ist unfähig Verrat zu üben, und hält es so sehr unter seiner Würde zu schmeicheln, eine falsche Höflichkeit zu affektieren, daß er vielmehr vorzieht plump und derb aufzutreten. Das sind die Grundzüge seines Charakters und so bekundet er ein echt deutsches Gemüt und deutsche, naturwüchsige Gesinnungstüchtigkeit.“

Von jeher haben die Luxemburger sich gerühmt, ein Muster der Treue zu sein und sie wollten die Fremden glauben lassen, ihre Treue sei sprichwörtlich geworden. Sie selbst haben die bekannten Verse gedichtet:

Luxemburger, euch Heil! Es erfüllt die Welt eurer Treue
Altbewährter Ruhm hin bis zum späten Geschlecht.
Stets unfähig des Trugs, habt ihr Gott, dem Freund und dem König
Fest und heilig bewahrt Glauben und Bündnis und Schwur.[1])

Diese Verse näher zu beleuchten, halte ich für überflüssig. Mit der Zeit hat sich eine Art Legende um den Namen der Luxemburger gebildet und es thut mir wirklich leid, diese Illusionen zerstören zu müssen. Als Luxemburger mache ich für meine Ahnen keine Ansprüche auf heroische Treue; sie selbst würden, wenn sie aus dem Grabe erstehen könnten, es nicht thun. Das Land änderte seine Herrscher viel zu oft, als daß es eine feste Gesinnung hätte gewinnen können. Ich weiß wohl, daß die Luxemburger bei manchen Gelegenheiten sich nicht gegen ihre Herrscher empörten, so z. B. zur Zeit des Abfalls der Niederlande, allein soll man das Treue nennen, was in der That nur Apathie war? Täuschen wir uns daher nicht selbst. Als Luxemburger sollen wir unsere Ahnen nicht zu beschönigen suchen, wo sie so leicht zu entschuldigen sind!

Man hat so vielfach auf das Nationalgefühl der Luxemburger gepocht; nur ist man nicht auf den innersten Kern desselben gedrungen. Luxemburgs Geschichte mag, je nachdem man sie betrachtet, eine ruhmvolle sein, allein uns fehlt jene großartige Vergangenheit, die nur den

---

[1]) Vivite, Luxburgi, fides vos prisca per orbem
Fama vocat, fidos posteritasque leget.
Nescia gens verti, sociis regique Deoque
Servastis semper foedera, jura, fidem.

großen Reichen der Erde eigen ist. Unsere Geschichte ist besonders nur insofern merkwürdig, als sie einen Teil der Geschichte Deutschlands bildet. Und deshalb sollen wir Ehre und Ruhm darein setzen, uns anzuschließen an die Geschichte unseres Mutterstammes. Alles deutet auf diesen hin. Unsere Sprache ist eine deutsche Sprache, unsere Sitten und Sagen sind grund- und kerndeutsch, und auch nicht der leiseste wälsche Hauch macht sich darin bemerkbar, dort wo sie unverändert geblieben sind. Sprache und Sitten, das sind die Prüfsteine, an denen man die Nationalitäten erkennt.

Des Luxemburgers Sprache ist wie er selber, sie ist wie sein Land, seine Berge, seine Wälder. Sie ist reich an Wortstämmen, wie der Boden, der ihm Nahrungsüberfluß bietet, kräftig und derb, wie seine Wälder, frisch und natürlich, wie Leben und Natur, die ihn umgeben, offen, bieder und ungekünstelt wie sein Herz, einfach und gemütlich wie seine Sitte. So konzentriert sich in der Sprache der Charakter des Landes und des Volkes; sie ist Trägerin von Sitte und Brauch, die Grundlage alles Volkstums.

Zwar wissen noch die meisten Luxemburger, wie weit sich ehedem das Luxemburger Land ausdehnte, aber „Groß-Luxemburg“ ist nur mehr ein idealer Begriff wie Groß-Polen, und an eine Verwirklichung dieses Begriffes ist in unsern Tagen nicht mehr zu denken. Luxemburg ist eben ein kleiner Winkel, und keine Aussicht ist da, daß es größer werde. „Um so fester aber“, bemerkt Baron von Roberts, „konzentriert sich das Nationalbewußtsein in diesen engen Grenzen. Dieses Bewußtsein läßt heute jedes luxemburgische Herz mit dem stolzen Gedanken schwellen, mitten in dem politischen Wogengebraus eine gesicherte Insel zu sein, die zwar nach unserer Meinung

der Neid der andern Nationen umbrandet, dessen neutraler Fels aber jedem Anprall Stand zu bieten vermag."

Mir mâche spuorsam onse Stôt,
Kê Birger a kê Bauer klôt [1]),

sagt der Luxemburger in einem Gedichte von M. Lentz. „Seine stark ausgeprägte Heimatliebe läßt ihn in seinem eigenen Ländchen ein Eldorado finden, dessen idyllischen Zustand er mit einem gewissen naiven Stolz seinen mächtigen und waffenstarrenden Nachbarn auftrumpft" [2]). Ein luxemburger Dichter, namens Klein, sagt:

„Ja, schön bist du, mein Vaterland,
Vor allen deutschen Gauen!
Wen fesselt nicht der Liebe Band
An deine schönen Auen?"

Ein anderer wendet sich an die Fremden und sagt:

„Willst, Fremdling, das traulichste Ländchen Du sehen
Im weiten germanischen Reich?
Dann mußt Du herüber nach Lützelburg gehen,
Auf Erden kommt keines dem gleich" [3]).

Die eigentlichen Luxemburger halten viel auf ihre Unabhängigkeit; die Neutralität des Landes ist für sie ihr größter Schatz. Der National-Dichter M. Lentz hat in verschiedenen seiner Gedichte dieses besonders hervorgehoben und das hört man ja auch die Luxemburger in ihrem Nationalliede „de Feierwôn" singen in dem bekannten Verse:

Mir welle bleiwen wat mer sin! [4])

---

[1]) „Wir machen sparsam unsern Staat, Kein Bürger und kein Bauer klagt."

[2]) Alex. Baron v. Roberts.

[3]) N. Steffen.

[4]) „Wir wollen bleiben was wir sind!"

IV.

Die luxemburger Mundart.

„Ein Denkmal steht noch mitten unter uns, zwar mannigfach erschüttert und beschädigt, aber noch fest und ungebrochen, reich an Erinnerungen an die Vergangenheit, ein lebendiges Zeugnis unserer Herkunft, unserer Nationalität, unseres innersten Wesens. Dieses Denkmal ist unsere Sprache.“ So schrieb vor längeren Jahren ein trefflicher Luxemburger [1]).

Dieses Denkmal gründet tief in der Vergangenheit unseres Volkes und gipfelt in der Gegenwart noch lebenskräftig empor. Nur unsere Sprache vermag die Rätsel unserer Geschichte zu lösen und uns an des Volkes Quelle zu geleiten, wenn wir durch Überreste von Denkmälern und Waffen nicht mehr dahin gelangen können.

Die ersten Keime unserer Mundart sind wohl nicht vor dem 8. Jahrhundert zu suchen, wenn man in Betracht zieht, daß zu Anfang des 5. Jahrhunderts das Land noch als ungeheure Waldung, als öde Wildnis geschildert wird, daß vor dem 6. Jahrhundert nur wenige

---

[1]) Es war dies ein junger Professor, P. Klein, der in der Blüte der Jahre starb. Er schrieb ein Werk „Die Luxemburger Sprache“, dem ich das Meiste aus vorliegendem Kapitel entnommen habe. Auch N. Gredt hat über denselben Gegenstand eine bemerkenswerte Abhandlung veröffentlicht, die ich ebenfalls benutzte.

Dörfer erwähnt werden und daß nur sehr wenige Urkunden über das 8. Jahrhundert hinausgehen [1]). Es scheinen also die fränkischen Eroberer sich erst wohnlich in unserm Lande niedergelassen zu haben, als schon ihre Sprache die niederdeutsche Eigentümlichkeit verlassen hatte und gleichsam hochdeutsch geworden war, nämlich zu Ende des 7. und Anfang des 8. Jahrhunderts. Die spätere Eroberung durch Ludwig III. (876) und die Einverleibung mit dem Deutschen Reich mag unserm Lande neue hochdeutsche Elemente zugeführt haben. Es hätte mithin der hochdeutsche Dialekt die Grundlage unserer Sprache gebildet. Diese Ansicht erhält größere Wahrscheinlichkeit durch die hochdeutsche Form der Ortsnamen. So schrieb man im Jahre 963, also in der althochdeutschen Periode, Lucilinburhut, worin die althochdeutschen Formen luzil, klein, puruc, Burg, nicht zu verkennen sind; die mittelhochdeutsche Periode bringt die Formen Lucelburg, Lützelburg, Lucenborc, neben vielen andern, in denen die Silben Luc-, Lus-, Lütz- durchgängig fortdauern; also überall die hochdeutsche Form lützel, burc; nirgends findet sich die niederdeutsche Form lüttel. Der Name Straßen, lat. strassa, hat hochdeutsche Form; das niederdeutsche strata (wie in Strataburgum, Straßburg) zeigt sich nicht. Die ältesten luxemburgischen Personennamen, insoweit ihre Form in den lateinischen Urkunden noch erkennbar ist, scheinen auf hochdeutschen Ursprung hinzudeuten: Alitfrid, Walafrid, Gertrud, Leodofrid, Harduwin, Ratsint, Renhilt, u. s. w. [2]).

---

[1]) Clomes, Programmabhandlung des Athenäums v. 1839—40. S. 27 f.

[2]) Diese Namen finden sich in Urkunden von 698—802 angeführt im „Catalogue des abbés d'Echternach" (Progr. des Progymn. von Echternach v. Prof. Michel).

Mit diesem hochdeutschen Elemente verband sich bald ein niederdeutsches. Gegen den Anfang des neunten Jahrhunderts, nach der Unterwerfung der Sachsen durch Karl den Großen, wurde infolge einer politischen Maßregel eine Kolonie von Sachsen in die nördlichen Gebirgsgegenden unseres Landes eingeführt. Diese geschichtliche Thatsache, die schon früher erwähnt wurde, läßt sich schwerlich leugnen. Der Name dieser Gebirgsgegenden, Ösling, scheint übrigens damit in Verbindung zu stehen. Ist die ursprüngliche Form dieses Namens Osninka oder Oslinga? Im ersten Falle ließe er sich vergleichen mit dem westfälischen Bergwald Osning, Osnengi, die göttlichen (sächsischen) Osen (nordisch âs, plur. aesir, Götter) bezeugend [1]). Die Form Oslinga erinnert an den pagus Otlinga Saxonia in Neustrien. Es sind deutlich sächsische edelinge, adalingâ (Besitzer der Haupthöfe), die dort wohnten [2]). — Eine Anzahl von 10000 Sachsen, wie die Chroniken angeben, konnte auf die geringe Bevölkerung unseres Landes nicht ohne Einfluß bleiben. Ihre niederdeutsche Sprache verschmolz mit der bestehenden hochdeutschen zu einem Gemisch, aus dem nach und nach der heutige luxemburger Dialekt entstanden sein mag

Berücksichtigen wir nun die geringe Zahl der Bewohner, die Schwierigkeiten des Verkehrs, den Mangel an Ausbildung durch die Schrift, so können wir immer annehmen, daß die Mundart ihre endliche einheitliche Gestalt erst gegen Ende der althochdeutschen Periode,

---

[1]) J. Grimm, deutsche Mythologie, S. 106, 1204. Vgl. os vudu = göttlicher Hain; der Teutoburger Wald heißt Osning.

[2]) J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache. — Nach einer andern Ansicht sollte der Name eigentlich Östling, Ostling heißen, eine Bezeichnung der Bewohner dieser als Einwanderer aus Osten, aus Osten herstammende. Dafür spricht die Form Ostarlingi, die sich in alten Urkunden vorfinden soll.

d. h. um das 10. oder 11. Jahrhundert festgesetzt haben mochte. Ihre Ausbildung fiele demnach in die Zeit der mittelhochdeutschen Sprache, deren Bildungsregeln und Lautgesetze sie in ihren hochdeutschen Elementen befolgen mußte [1]).

Die luxemburger Sprache zerfällt in vier Unter-Mundarten: die Alzett-, Sauer-, Mosel- und Öslinger Mundart, von denen sich die drei letzten am ungetrübtesten von fremden Einflüssen erhalten haben, während die Alzett-Mundart namentlich in der Hauptstadt zumeist infolge der österreichischen und preußischen Besatzung Elemente der neuhochdeutschen Schriftsprache aufgenommen hat und, was zu bedauern, dem Einfluß einer gänzlich fremden Sprache, des Französischen, auf nachteilige Weise für den Volkscharakter unterlegen ist.

Diese vier Unter-Mundarten stehen sich aber nicht schroff gegenüber, wie dies an manchen Orten Deutschlands der Fall ist, wo man sich manchmal auf einige Stunden kaum mehr versteht; vielmehr fallen sie in ihrem Hauptcharakter eng zusammen, so daß der Luxemburger sich ohne Schwierigkeit von einem Ende des Landes zum andern genau versteht. Sehr treffend hat P. Klein den Charakter der luxemburger Mundart gekennzeichnet, indem er sagt: „Als deutscher Dialekt trägt unsere Mundart die wesentlichen Charakterzüge der deutschen Sprache überhaupt an sich, Herzlichkeit und Kraft; als Volksmundart teilt sie mit andern Volkssprachen die trauliche Gemütlichkeit, die treuherzige Unschuld, die frische Natürlichkeit, die ungekünstelte Offenheit und Gradheit, die bei einem unverdorbenen Menschenschlag stets der unmittelbare Ausdruck eines naturkräftigen Sinnes sind. Die Mischung

---

[1]) P. Klein, a. a. O. S. 11 ff.

der weicheren Aussprache des Südens mit der härteren des Nordens giebt der Mundart den eigentümlichen Klang, der den Luxemburger unter allen Deutschen gleich kenntlich macht."

Die Sprache erhält ihr Gepräge hauptsächlich durch die Geistesrichtung des Volkes. Dem Luxemburger, der an Geistesfähigkeit wohl keinem Volke nachsteht, waren die Umstände zur Ausbildung dieser Naturanlagen nicht sehr günstig. Erst seit einigen Jahrzehnten ist der Schulunterricht allen Volksklassen zugänglich geworden. Die geistigen Erzeugnisse der Nachbarländer, ja sogar die Produkte der deutschen Nationallitteratur waren meistens nur den Gebildeten bekannt. Ein großer Teil des Volkes hatte davon keine Ahnung oder war doch unfähig sie zu würdigen und zu benutzen. Die allgemeine Thätigkeit war auf materiellen Vorteil gerichtet; für Höheres hatte man nicht den rechten Sinn. Das poetische Element, das jedem Naturvolk angeboren ist und sich in den meisten Volksmundarten herrlich entwickelte, fand bei uns keine Nahrung und wurde von den materiellen Bedürfnissen in den Hintergrund geschoben. Nur spärlicher Raum blieb ihm zu seiner Entwicklung; die Früchte, die es erzeugte, wurden verachtet und vergessen. Dies alles konnte auf die Sprache nicht vorteilhaft wirken. Der beschränkte Ideenkreis des Volkes hatte Wortarmut zur Folge. Besonders arm und zurück blieb unsere Sprache im Ausdruck der Empfindung; will sie derartiges ausdrücken, läuft sie Gefahr albern und läppisch zu erscheinen. — Doch was ihr an Schönem und Zartem abgeht, ersetzt sie durch eine Menge kerniger Kraftausdrücke, die, wenn auch eine rauhe, doch gesunde Natur bezeugen.

Die Hauptbeschäftigung eines Volkes muß sich auch in der Sprache kund thun. So besitzen wir für Ackerbau

und Viehzucht eine Menge größtenteils einheimischer Ausdrücke, deren Alter auf die früheste Lebensart der Luxemburger hindeutet. Für den Ackerbau z. B.: Bausch, Bett, Buschel, Dâr, Dresch, Ech, Fetz, Flêel, Flaus, Geck, Gëer, Gefês, Gehäcks, Genn, Eren, Gewân, Greppen, Hêfen, Hêderen, Hêt u. s. w.; für Viehzucht: Bautz, bêl, Bëer, béseren, Bétschel, Bus, drobei, entbët, forbë, garz, gekréchelt, Geläbber, gëlzen u. s. w. Für den Handel dagegen gehen uns die Ausdrücke ab; die meisten bei uns gebrauchten sind fremd.

Über das Verhältnis der Volksmundarten zur Schriftsprache sagt J. Grimm: „Unsere heutigen Volksmundarten enthalten gewissermaßen mehr als die Schriftsprachen, d. h. in ihnen stecken noch genug Überreste alter Dialekte, die sich nicht zur Schriftsprache aufschwangen." Dieses kann man auch auf unsere Mundart anwenden. Es fehlt ihr an Bewußtsein und Haltung; sie hat nicht die grammatische Bestimmtheit einer Schriftsprache. Wortformen und Satzfügungen werden verschieden gebraucht, ohne daß man sich für die ausschließliche Richtigkeit irgend einer Form entscheiden könnte. Sie hat weniger verloren als die Schriftsprache, denn sie enthält eine Menge Wörter, die die Schriftsprache nicht aufnahm und die nur noch in ältern oder neuern Dialekten zu finden ist.

Manche glaubten, unsere Mundart sei ein Gemisch verschiedenartiger Sprachen; keltisch, deutsch, französisch, holländisch, englisch und sogar spanisch seien zusammengeflossen, um dieselbe zu einer Sprache zu bilden, die ebensowenig deutsch als französisch, sondern nur luxemburgisch sei. Diese Meinung hat P. Klein ausführlich widerlegt und gebe ich daher seine Ausführungen im Nachstehenden unverändert wieder.

„Angenommen, sagt er, alle diese Elemente fänden sich wirklich in unserer Mundart vor, so wäre dies noch immer kein Beweis für die Nicht-Deutschheit derselben. Eine mehr oder weniger große Anzahl Wörter kann nie den Charakter einer Sprache bestimmen. Das heutige Englisch enthält eine Menge romanischer Elemente und dennoch bleibt es stets eine deutsche Sprache; mag das Französische noch so viele deutsche oder englische Wörter aufnehmen, es bleibt immer romanisch. Das Wesentliche einer Sprache sind ihre Grundformen, die sich, so lange das Volk nicht selbst untergeht, fortwährend erhalten und gleichsam das Knochengebäude, den Typus bilden, in dessen Form sich alle fremden Elemente fügen müssen, wenn sie nicht über kurz oder lang als widerstrebend ausfallen sollen. Dazu gehören: vor allem die eigentümliche Wortfolge und Satzfügung; dann alle Formen, die zur Bezeichnung der Wortbeziehungen dienen; für deutsche Sprachen sind es besonders die Gesetze der Lautverschiebung. Charakteristisch sind außerdem alle ältern Wörter, die der häufige Gebrauch in der lebendigen Volkssprache erhielt und die daher Zeugnis ablegen von dem Ursprung und dem Wesen derselben. Wenden wir dieses auf unsere Mundart an, so wird kein Zweifel über ihre Deutschheit bleiben können, auch wenn alle obengenannten Sprachen in ihr gemischt wären.

Ich bin aber weit entfernt, eine solche Mischung zuzugeben. Ich halte unsern Dialekt für rein deutsch, entstanden aus dem Zusammenfluß der beiden Hauptmundarten, des Ober- und Niederdeutschen. Wie jede Sprache mußte sie fremde Wörter aufnehmen, die aber auf die Mundart keinen wesentlichen Einfluß ausübten. Ist die Zahl dieser Fremdwörter wirklich so groß, als man es zu glauben scheint?

Keltische Überreste wird man in unserer Volkssprache überhaupt nur wenige nachweisen können. Bei diesen wenigen läßt die unzulängliche Kenntnis des Keltischen es zweifelhaft, ob nicht vielmehr Deutsche oder doch aus dem Keltischen ins Deutsche übergegangene und so erst uns zugekommene Wurzeln zugrunde liegen, die sich in den verschiedenen hochdeutschen und niederdeutschen Zweigen der germanischen Sprachen wiederfinden. Ehe man sich für keltischen Ursprung eines Wortes entscheidet, ist vorerst sorgfältig nach der deutschen Wurzel zu forschen; das Gesetz der Lautverschiebung wird dann in den meisten Fällen entscheiden. Diese Vorsicht wird schon durch die größere Wahrscheinlichkeit deutscher Herkunft geboten. Mißtrauen gegen keltische Herleitung erweckt übrigens die geschichtliche Thatsache der politischen und beinahe physischen Vernichtung der Kelten durch Römer und Deutsche. Sie konnten zur Zeit der Bildung der luxemburger Mundart unmöglich noch zahlreich in unsern Wäldern vorhanden gewesen sein. Mögen aber auch die für keltisch gehaltenen Wörter wirklich keltisch sein, so ist ihre Zahl doch so gering, daß sie auf die Mundart keinen Einfluß ausüben können. — Holländische d. i. niederdeutsche Wörter sind nicht fremd. Aus dem niederdeutschen Elemente in unserer Sprache hervorgegangen, haben sie sich nach unsern Lautgesetzen auf dieselbe Weise gebildet, wie sie in Holland und andern Gegenden Niederdeutschlands aus gleichen Lautgesetzen hervorgingen. Sie sind uns nicht aus den Niederlanden gekommen. — Dasselbe gilt von den Wörtern, die mit englischen Ähnlichkeit haben. Das angelsächsische, die Grundlage der englischen Sprache, ist niederdeutsch und hat denselben Lautstand, wie das niederländische. Wortähnlichkeit mit unserm Dialekt war bei gleichen Bildungsgesetzen unausbleiblich. Die Übersiedelung der

Sachsen nach unserem Lande brachte überdies unserer Sprache sächsische Wortformen, die früher auch in England eingewandert waren. Kein Wort wurde uns von dort eingeführt. Übrigens ist unsere Mundart nicht die einzige, in der holländische oder englische Formen zu finden wären.

Wichtiger ist die Vermischung mit französischen Wörtern. Um hier unsere Mundart gegen den Vorwurf der Unreinheit zu verteidigen, muß ich etwas weiter ausholen.

Jede Sprache, ohne Ausnahme, nimmt fremde Wörter auf. Der Verkehr der Völker untereinander, der Austausch der Ideen und der materiellen Erzeugnisse macht dies unvermeidlich. Für die fremde Sache wird der fremde Name beibehalten; man versäumt es, sich in der eigenen Sprache nach dem entsprechenden Ausdruck umzusehen. Doch so eingeführte Wörter gehören darum nicht gleich der Sprache an. Erst wenn sie durch häufigen Gebrauch ihre fremde Farbe verlieren, sich den bestehenden Lautgesetzen fügen und so die Gestalt der heimischen Wörter annehmen, erst dann hat sie das Volk sich zu eigen gemacht und sie dürfen in die Wortreihe der eigenen Sprache eintreten.

Wenn von den Fremdwörtern unserer Mundart die Rede ist, so verstehen wir darunter nur solche, die uns allein eigen sind. Wörter, die in allen deutschen Dialekten und sogar in der neuhochdeutschen Schriftsprache Aufnahme gefunden, dürfen uns nicht allein zur Last gelegt werden. Fremde Ausdrücke, wie Engel, Teufel, Altar, Natur u. s. w., die schon längst in der deutschen Sprache Wurzel gefaßt haben, sind deshalb von uns als einheimische anzusehen. Auch später in die deutsche Sprache aufgenommene, wie Advokat, Appetit, Commission, Büreau u. s. w., die noch in ganz Deutschland gebraucht werden, können nicht als

ausschließlich luxemburgische Fremdwörter gelten. Ebenso verhält es sich mit einer Menge technischer Ausdrücke für Handwerke und Künste; mit wissenschaftlichen Namen, besonders für die aus der Fremde zu uns gekommenen Pflanzen, überhaupt für Benennungen von Gegenständen, die uns früher unbekannt waren. Diese Wörter werden erst ins Volk dringen, wenn die Sache selbst volkstümlich geworden ist und sich kein luxemburgisches Wort dafür bildet; bis dahin gehören sie unserer Mundart nicht an.

Es ergiebt sich nun, daß wir als uns eigene Fremdwörter ansehen müssen: alle Wörter, die nicht auch zugleich in den andern Sprachen (d. h. Mundarten) Deutschlands Aufnahme gefunden; solche, die unserm Lautgesetz sich gefügt haben und das Eigentum aller Volksklassen geworden sind, denn es ist dies ein Kennzeichen eines der Sprache wirklich angehörigen Wortes, daß es von dem gewöhnlichen Bauer verstanden werde, wenn es auch der Städter nicht mehr verstünde. Es fallen dann natürlich alle Wörter weg, die man nach Belieben in die Rede mischt, weil der heimische Ausdruck nicht bekannt ist oder nicht vornehm genug scheint. Und so wird denn die ungeheuere Anzahl französischer Wörter, die man in der luxemburger Umgangssprache antrifft, besonders die Masse der mit der Endung — ëeren gebildeten Verben, bedeutend zusammenschmelzen. Nur wenige haben durch Aufnahme in die Sprache des Volkes Bürgerrecht erhalten und auch von diesen bestehen viele nur im Pöbeljargon der Städte und sind dem Landvolk fremd; sie entstellen die Mundart und können nicht als integrierender Teil derselben angesehen werden. Überdies will ich nicht behaupten, daß wir allein diese und ähnliche Wörter entlehnten; bei genauer Untersuchung wird sich wohl eine nicht unbedeutende Anzahl solcher Ausdrücke auch in andern

deutschen Mundarten auffinden lassen; diese sind deshalb nicht weniger deutsch.

Man wird nun einsehen, daß die Mischung in unserer Mundart nicht so allgemein und durchgreifend ist, als es gewöhnlich geglaubt wird. Nur hüte man sich, sie nach der Sprache unserer Städter zu beurteilen; das Urteil müßte für uns sehr beschämend ausfallen. Hier haben einseitige Modeerziehung und alberne Vornehmthuerei redlich das ihrige gethan, die Sprache zu verderben. Dazu kommt noch das unsinnige Festhalten der französischen Sprache als Sprache der Verwaltung, die im übrigen Deutschland seit langem in der Muttersprache geführt wird. Der Grund dieses Festhaltens ist leicht einzusehen und vor der Hand ist es nicht zu ändern, aber es sollte doch wenigstens darauf hingearbeitet werden, daß wir endlich dieses Zwitterwesen ablegten, daß wir den alten Schlendrian verließen und Mut und Einsicht genug erlangten, als das erscheinen zu wollen, was wir wirklich sind; daß dann unsere Behörden eine Sprache redeten, die das Volk, zu dem sie sprechen, versteht, ohne sie erst mühsam erlernen zu müssen. Die Verfassung stellt jedem den Gebrauch der beiden Sprachen frei, aber sie verpflichtet nicht zum gleichzeitigen Gebrauch derselben. Jeder Luxemburger versteht deutsch, wozu denn noch das Französische neben der Muttersprache? In jedem Falle ist es unnütz und überflüssig, sehr oft nachteilig. Auf unsere Mundart kann es nur zerstörend wirken; dem Volkscharakter gereicht es nicht zum Heil.[1])

---

[1]) Anmerkung von P. Klein: „Wir müssen jedoch mit Vergnügen eingestehen, daß sich seit dem engern Anschluß unseres Landes an das Gesamtvaterland ein erfreulicher Umschwung in dieser Hinsicht bemerklich macht. Die deutsche Sprache beginnt sich im Volke immer mehr Geltung zu verschaffen. Diejenigen unter

Man wird mir einwenden, daß durch den ausschließlichen Gebrauch der deutschen Sprache für unsere Mundart nicht viel gewonnen sei, da dann, statt der französischen, sich neuhochdeutsche Wörter eindrängen, und auch diese die Eigentümlichkeiten unseres Dialektes verwischen. Wenn einmal fremde Wörter eingeführt werden müssen, so ist es jedenfalls für die Mundart vorteilhafter, wenn diese aus einer Sprache genommen werden, die mit der luxemburgischen von gleichem Ursprung, gleichem Wesen, gleichem Charakter ist. Deutsche oder englische Wörter in die

---

den Gebildeten, die den Mut haben, sich über das fremde Modewesen hinauszusetzen, lernen ihre Muttersprache immer mehr würdigen und sehen ein, daß nur Unwissenheit, Leichtsinn oder hohle Ziererei eine Sprache verschmäht, auf die wir mit Recht stolz sein dürfen. Der alte deutsche Sinn thut sich kund in allem, was von dem Volke selbst ausgeht. In allen seinen Verhandlungen, in seinen Vereinen ist die deutsche Sprache die vorherrschende. Dies erstreckt sich sogar auf die Hauptstadt, die doch den Modewust der Ausländerei am sorgfältigsten bewahrt und am meisten dazu beiträgt, den alten luxemburger Charakter zugrunde zu richten. Denn hier wird der Fremdling, der sich seit Langem bei uns eingenistet und von jeher gestrebt hat, durch glattes, schimmerndes Äußere uns abtrünnig zu machen von der kernigen Sinnesart unserer Väter, mit Liebe gehegt und mit Sorgfalt groß gezogen. Hier bestehen noch die Kreise der sogenannten höheren, gebildeteren Gesellschaft, die, selbst wenn sie das Banner der Volkstümlichkeit ausstecken, sich dennoch zu vornehm dünken, die Sprache ihrer Väter, die Sprache Schiller's und Goethe's zu reden; die den Vorschlag, das ausländische Unwesen abzulegen und mehr innere Gediegenheit als äußere Glanztünche zu erstreben, mit ironischem Lächeln und bemitleidendem Achselzucken erwidern würden. Doch sie werden in unserm Lande dem Geist der Zeit, der überall das Nationale, Volkstümliche zur Geltung zu bringen sucht, kein Hindernis sein. Bald wird kein Deutsch-Luxemburger mehr nach einer fremden Sprache greifen, wenn er seine eigene Muttersprache zu gebrauchen weiß, die an Reichtum, Kraft und männlichem Wohlklang keiner andern nachsteht."

französische Sprache aufgenommen wirken störender als italienische, spanische oder portugiesische; der holländischen Sprache widerstreben französische, italienische Wörter mehr als englische und dänische. So wird auch unserer Mundart das Französische immer fremd sein; es tritt störend, widerstrebend in ihren Lautstand ein und bildet stets eine Unregelmäßigkeit in ihren Lautgesetzen. Das neuhochdeutsche Wort hingegen steht mit dem unsern in nächster Verwandtschaft. Da der luxemburger Mundart und dem Neuhochdeutschen durchaus dieselben Wurzeln zugrunde liegen und wir deutsche Lautgesetze befolgen, so würde sich bei uns, hätte nicht das neuhochdeutsche Wort sich früher eingedrängt, aus derselben Wurzel wahrscheinlich dasselbe Wort gebildet haben, das uns, dem luxemburgischen Lautstand sich fügend, aus dem Neuhochdeutschen zukam. Und somit stellt sich dieses als ebenbürtig, durch nichts unterschieden, in die Reihe der luxemburgischen Wörter. Äußerer Einfluß ist einmal unvermeidlich; man sollte daher vor allem dafür sorgen, daß der Geist der Sprache nicht Gewalt leide, daß er nicht durch schnurstracks entgegengesetzte Elemente gänzlich verworren und zerstört werde. Größere Schriftsprachen drängen sich unerbittlich den weniger ausgebildeten Volksmundarten auf; die Luxemburger müssen daher, um der ganz fremden nicht zu großen Vorschub zu leisten, die nationale deutsche Sprache mit Vorliebe hegen und befördern. Ich wiederhole es, ohne das Studium der französischen Sprache, die uns wegen der Beziehungen zu den Nachbarstaaten unentbehrlich ist, im Geringsten zu beeinträchtigen, sollte doch dafür gesorgt werden, daß ein deutsches Volk endlich aus diesem anormalen Zustand der Doppelzüngigkeit befreit werde.[1])

[1]) So schrieb P. Klein, dem ich, wie bemerkt, diese Ausführungen entlehne, im Jahre 1855. Was er forderte, das wieder-

Hat die luxemburger Mundart, so könnte man schließlich fragen, eine Zukunft? Ich glaube nicht. Manche Luxemburger haben wohl geglaubt, die Mundart könne sich zu einer Schriftsprache ausbilden und dereinst gleich der holländischen eine eigene Litteratur besitzen. Das sind leere Träume, die nie verwirklicht werden können. Manche Dichter haben zwar versucht in der luxemburger Mundart zu schreiben (was ja auch bei den übrigen deutschen Dialekten der Fall ist), allein eine auch noch so große Anzahl Dialektdichtungen können eine Mundart nicht zu einer Schriftsprache ausbilden. Manches Gute ist auf dem Gebiete der luxemburger Dialektdichtung geleistet worden, besonders von Michel Lentz, der als luxemburger Nationaldichter angesehen wird (wohl nur weil er den „Feierwôn“ gedichtet hat). Er gab verschiedene Sammlungen seiner Gedichte heraus; die vollständigste ist der im vorletzten Jahre erschienene Band „Hièrschtblumen“ (Herbstblumen). Gedenken wir aber auch noch an dieser Stelle eines nun verstorbenen luxemburger Dichters, namens Rodange, der die Reinhard-Sage in luxemburger Mundart behandelte. Sein (übrigens anonym erschienenes) Werk ist betitelt: „Rénert oder de Fûss am Frack an a Mânsgrêsst“ (Reinhart oder der Fuchs im Frack und in Mannsgröße). Es ist ein Buch voll köstlichen Humors, das inbezug auf Sprache und Versbau vielleicht das Beste ist, was in der luxemburger Mundart gedichtet wurde und das die Vergessenheit, der es längst anheimgefallen ist, nicht verdient.

---

holte ich im vorletzten Jahre und noch ist keine Aussicht vorhanden, daß man unsern Forderungen Genüge leiste. Wie merkwürdig! Vor einem halben Jahrhundert war es in Luxemburg gerade so wie jetzt und auch nicht das Geringste ist seitdem zur Förderung des nationalen Bewußtseins geschehen!

Im Anschluß hieran möchte ich noch ein Wort über die andern luxemburger Schriftsteller bemerken. In früheren Jahrhunderten veröffentlichten viele luxemburger Gelehrte wissenschaftliche Werke (größtenteils theologische), die gewöhnlich in lateinischer Sprache geschrieben waren. In unseren Tagen schreiben manche Luxemburger in französischer Sprache, jedoch hat von diesen noch keiner ein auch nur irgendwie bemerkenswertes Werk geliefert. Anders steht es mit denen, welche deutsch schrieben. Ich nenne zuerst Walter Colling, der eine Sammlung seiner Jugendpoesien unter dem Titel „Lieder des Harfenknaben" veröffentlichte. Eine merkwürdig schöne Sprache findet man in „Parzival und Liasse" von J Prott. Der Dichter nennt es „ein dramatisches Seelengemälde in einem Akt"; der Gegenstand desselben bildet der Seelenkampf, der in Parzivals Brust entsteht, ehe er sich entschließt, sich an den Einsiedler Tevrecent zu wenden, der ihn zu Gott zurückführen soll.

Erwähnen wir hier auch noch Ernst Koch, den Dichter von „Prinz Rosa Stramin", bekannt unter dem Pseudonym Eduard Helmer. Er war jedoch kein geborener Luxemburger, sondern hielt sich blos lange Zeit in Luxemburg auf, woselbst er als Professor wirkte und 1858 starb. Auch Alexander Baron von Roberts wird manchmal zu den Luxemburger Schriftstellern gezählt, obschon er, soviel ich weiß, blos seine Studienzeit in Luxemburg verbrachte.

V.

Die deutsche und die französische Sprache in Luxemburg.

Schon als Luxemburg unter einheimischen Fürsten stand, wurde die deutsche und die französische Sprache in Luxemburg gebraucht. Das luxemburger Fürstenhaus schloß sich mehr an Frankreich als an Deutschland an. Bereits unter Ermesinde finden wir eine bedeutende Anzahl französischer Urkunden. Bald sind es unsere Grafen und deren Vasallen, welche sich der französischen Sprache bedienen, bald sehen wir selbst die Schöffen der Stadt Luxemburg den Kanzleigebrauch unserer Fürsten nachahmen, so daß gegen das Jahr 1340 das Französische fast die alleinige Schriftsprache war.

„Mittlerweile," sagt N. van Werveke, der thätigste luxemburger Geschichtsforscher, in einer bemerkenswerten Abhandlung „Ueber den Gebrauch der deutschen und der französischen Sprache in Luxemburg", „hatte auch die deutsche Sprache ihre Rechte geltend gemacht, freilich über zwei Jahrhunderte nach dem ersten Auftreten der französischen; sie fand ein fruchtbares Feld bei allen jenen, denen das Lateinische und das Französische nicht bekannt waren, und diese mögen, wie heutzutage, wohl die Mehrheit gebildet haben. Der Luxemburger aber

dachte deutsch, in deutscher Sprache drückte er seine Gedanken aus, und er mußte es jedenfalls mit Vergnügen aufnehmen, wenn er nun seine Verpflichtungen in seiner Muttersprache niederschreiben konnte.

Daß Luxemburg von jeher deutsch war, wenigstens seitdem die Römer verjagt worden waren, ist eine historische Thatsache, die durch keine Argumente irgend welcher Art weggeleugnet werden kann. Die meisten Ortsnamen und Flurbezeichnungen weisen auf deutschen Ursprung hin; selbst in einer Zeit, in welcher nur das Lateinische als Schriftsprache bestand, finden wir in allen Urbarien oder Güterverzeichnissen deutsche Benennungen. Die Namen der meisten Persönlichkeiten, welche in den ältesten Zeiten entweder an unsere Gotteshäuser Echternach und St. Maximin Schenkungen machten, sind deutsch. Deutsch ist die Einteilung des Landes in Gaue, deutsch die ganze Verwaltung; die Religion unserer Vorfahren ist die der alten Deutschen. Kurzum, in allem, was überhaupt das Wesen eines Volkes bildet, ist es das deutsche Element, das die Oberhand hat.

Sowie daher die deutsche Sprache zur Urkundensprache wurde, bediente sich das Volk derselben mit Vorliebe; aber das Französische verschwindet deshalb nicht, es bleibt noch in Zukunft bestehen. Wir sehen von jetzt an sogar eine dreifache Strömung unser gesamtes Schrifttum durchziehen; der Gebrauch der deutschen, der französischen und der lateinischen Sprache blieb nebeneinander bestehen, bis endlich die lateinische Sprache verschwand.

Wir können den Gebrauch dieser drei Sprachen kurz mit einem Worte bezeichnen: das Deutsche ist Volkssprache, das Französische ist Amts- und Hofsprache, das Lateinische Kirchen- und Gelehrtensprache.

Das Deutsche ist Volkssprache, insofern nicht nur das gewöhnliche Volk, als vielmehr der Adel, weniger der Bürgerstand, von denen uns weitaus die meisten Dokumente verbleiben, sich stets mit Vorliebe der deutschen Sprache bedienten. An Ausnahmen kann es natürlich nicht fehlen; es gab von jeher so mannigfaltige Verbindungen zwischen unsern deutschen und den benachbarten französischen Adelsgeschlechtern, daß das Französische unmöglich unterdrückt werden konnte. Wo aber der Adel sich als luxemburger Adel zeigt, da gebraucht er regelmäßig die deutsche Sprache; es ist das namentlich der Fall in seinen Burgfrieden und in den Verhandlungen des Rittergerichtes.

In den Burgfriedensbriefen, deren wir eine ganz erkleckliche Anzahl besitzen, sehen wir den Adel gewissermaßen seinen Haushalt ordnen; da wird festgestellt, welche Verpflichtungen jeder Herr seinen Mitherren gegenüber hat, welche die Rechte eines jeden derselben sind; für Krieg- und Friedenszeit, für den Unterhalt der Burgen und der Besatzung, für Aufnahme fremder, kriegführender Parteien sind genaue Vorschriften gegeben. Man muß gestehen, solche Verträge schnitten tief in das Leben des Adels ein; nun wohl, sie sind in deutscher Sprache niedergeschrieben, selbst da, wo ein französischer Edelmann unter den Mitbesitzern einer Burg erscheint.

Auch die Schriftstücke des Rittergerichtes, wie seine Reglemente, seine Protokolle, seine Sitzungsregister u. s. w. sind in deutscher Sprache niedergeschrieben.

Der Adel hält auf diese Weise consequent an seinem deutschen Ursprung fest, bis in dem 17. und 18. Jahrhundert so viele fremde Elemente an die Stelle unseres einheimischen Adels traten, daß das Deutsche immer mehr und mehr verdrängt wird und das Französische, zunächst

im Familienverkehr und in der Privatkorrespondenz, gänzlich an seine Stelle tritt.

Ähnlich verhielt es sich mit dem Bauernstand, weniger mit dem Bürgerstand; bei diesem mochte der Umstand mitgewirkt haben, daß von früherer Zeit her fremde, namentlich lothringische und wallonische Elemente in großer Zahl unter den Bürgern erscheinen, wodurch natürlich der Gebrauch der französischen Sprache beeinflußt wurde.

Amts- und Hofsprache war fast immer das Französische, nur mit kleinen Unterbrechungen. Schon Ermesinde und ihre Nachfolger bedienten sich mit Vorliebe der französischen Sprache; es dauerte dies bis unter Wenzel II., wo eine entschiedene Wendung zum Bessern eintrat. Wenzel II. und Elisabeth von Görlitz benutzten weit mehr die deutsche als die französische Sprache.

Mit Elisabeth von Görlitz ging unsere Selbständigkeit verloren. Als mit der Eroberung der Stadt Luxemburg das ganze Land unter burgundische Herrschaft kam, trat natürlich wieder die französische Sprache in den Vordergrund. Es konnte wohl nicht anders sein. Wie hätten die Luxemburger in ihren Beziehungen zu dem neuen Herrscher sich der deutschen Sprache bedienen dürfen, welche Philipp der Gute selbst nur notdürftig verstand, seine Begleiter und Beamten zum größten Teile gar nicht? Und als denn später das burgundische Reich aufhörte zu existieren und Brüssel den Mittelpunkt der Regierung bildete, da war es wieder das Französische, das als Amtssprache diente; als Gerichtssprache zu Mecheln diente immer wieder das Französische.

So wurden die Luxemburger gezwungen, diese Sprache als Amtssprache zu gebrauchen. Nur in einem Falle bestanden sie fest auf dem Gebrauch des Deutschen;

es war dies bei der Eidesleistung; sie beharrten dabei, daß sie den Eid in deutscher Sprache leisten dürften.

Schon frühzeitig indessen wurden namentlich die Ordonnanzen, welche für die anderen Provinzen der Niederlande in französischer und vlämischer Sprache gedruckt wurden, bei uns in französischer und deutscher Sprache veröffentlicht.

Als dritte Sprache bestand daneben das Latein, welches namentlich in allen auf die Kirche bezüglichen Verhältnissen, dann auch von den Gelehrten angewandt wurde. Diese Sprache mußte ihren Wirkungskreis in eben demselben Maße verlieren, wie die deutsche und die französische Sprache den ihrigen ausdehnten.

So sehen wir demnach die beiden Sprachen seit fast 1000 Jahren miteinander ringen; das Französische ist Amtssprache seit fast 650 Jahren, das Deutsche ist die Sprache des Volkes. Welche von beiden hat die größte Berechtigung? Ohne Zweifel ist es die deutsche. Aber auch die französische Sprache ist durch ihren tausendjährigen Bestand so sehr gewissermaßen heimatberechtigt, noch dazu so innig mit unserem Staatsleben verwachsen, daß sie nicht entfernt werden kann."

Dieser letzteren Meinung des Professors N. van Werveke dürfte wohl nicht jeder beistimmen. Gewiß, die französische Sprache kann nicht aus Luxemburg entfernt werden, die Luxemburger können (schon ihrer geographischen Lage wegen) sie nicht entbehren, aber wenn die deutsche Sprache eine größere Berechtigung hat, — was folgt dann daraus? Offenbar (und das ist sicher auch die Meinung des geehrten Herrn Professors), daß die deutsche Sprache überall dort angewandt werden soll, wo sie angewandt werden kann, daß die französische Sprache nicht willkürlich angewandt werden soll und die deutsche

nicht verdrängen darf, daß endlich (um mich noch deutlicher auszudrücken) die französische Sprache nicht dazu gebraucht werden darf, um im Lande Propaganda für französische Sympathien zu machen.

Man hat seit der ersten Regentschaft die Frage vom Gebrauch der deutschen und der französischen Sprache wieder viel besprochen, nachdem ich dieselbe in meiner Schrift „Deutschtum und Franzosentum" wieder angeregt hatte. Man hat mich jedoch vielfach mißverstanden, und ich sehe mich daher gezwungen, mich gegen irrige Auffassungen zu verteidigen und einen genaueren Unterschied aufzustellen.

Ich habe nirgends behauptet, man müsse den Unterricht der französischen Sprache in Luxemburg abschaffen; ich habe nirgends die Luxemburger aufgefordert, die französische Sprache überall systemathisch zu verdrängen; keine Zeile aus meinen Schriften läßt darauf schließen, daß ich (wie man sagte) eine Verbannung der französischen Sprache aus Luxemburg forderte. Aber ich sagte, die französische Sprache wird vielfach angewandt in Luxemburg, wo die deutsche gebraucht werden sollte, und das ist vor allem der Fall in den Verwaltungen. Sobald ein Grund zum Gebrauch der französischen Sprache oder beider Sprachen vorliegt, so wird kein verständiger Mensch sich weigern, denselben anzuerkennen. Doch es heißt vor allem zu unterscheiden. Wie steht es zuerst mit der Amts- und Verwaltungssprache?

1. Die Verwaltungssprache.

In einem „Avis" des Präsidenten der Großherzoglichen Regierungs-Kommission vom 14. Juni 1832 wird bekannt gemacht, daß es den Bewohnern des Landes

freistehe, sich in deutscher oder französischer Sprache (je nachdem sie die eine oder andere vorziehen) an die Verwaltungen, Magistrate, Beamten und öffentlichen Agenten zu wenden, und diese müßten die betreffende Angelegenheit in derselben Sprache verhandeln. Gemäß demselben Avis müssen die Notare die ihnen angegebene Sprache anwenden. Wie es in dieser Hinsicht steht, wird man unverzüglich aus luxemburger Zeitungen erfahren. Nur noch eine Bemerkung. Soviel ich weiß, besteht kein anderes Gesetz über den Gebrauch der beiden Sprachen, als dieses Gutachten, welches Gesetzeskraft genießt. Wenn man aber in demselben die Worte findet: „Ihre Majestät, in Anbetracht, daß die deutsche und die französische Sprache gleicherweise als Nationalsprachen des Großherzogtums angesehen werden können u. s. w.", so muß man das dem alleinigen Umstande zuschreiben, daß damals die belgische Provinz Luxemburg zu unserm Lande gehörte. Jetzt kann offenbar nur mehr die deutsche Sprache als „Nationalsprache" angesehen werden.

Die Regierung selbst mußte wiederholentlich einsehen, daß sie arge Mißgriffe in Bezug auf den Gebrauch der französischen Sprache machte Seit 1870 ließ sie in den bedeutenderen Ortschaften des Landes durch mehrere landwirtschaftliche Wanderlehrer Vorlesungen über rationelle Bodenkultur und Viehzucht halten. Unbegreiflicher Weise geschahen diese Vorträge anfänglich in französischer Sprache, bald aber wurde man durch die Volksstimme belehrt, wie unsinnig und nutzlos ein System sei, welches Belehrung in einer Sprache bieten will, die der Bauer zuvor erst erlernen müßte, um den Lehrer zu verstehen. Hernach wurden denn auch diese Konferenzen (die noch jetzt stattfinden) in deutscher Sprache gehalten.

Seit langen Jahren fordern alle aufrichtigen Luxemburger und selbst die nicht deutsch gesinnten Zeitungen (wie das „Luxemburger Wort") die Abschaffung der französischen Sprache als Verwaltungssprache. So schrieb z. B. im Jahre 1871 der „Fortschritt", ein in Luxemburg erschienenes Organ, folgendes:

„Das luxemburger Volk, das man glücklich und unabhängig nennt, das aber durch die fremde Verwaltungssprache in einem unwürdigen Helotentum niedergehalten wird; das die von ihm gewählten Deputierten nicht versteht, welche seine Interessen besprechen; das seine Advokaten nicht versteht, welche seine Prozesse plaidieren; das die Notariatsakte nicht versteht, welche sein Eigentum sichern; das nichts Verständliches zu Gesicht bekommt als den Steuerzettel, den es bezahlen muß! . . . Mit ganzem Herzen pflichten wir dem Redakteur des „Luxemburger Wort" bei, wenn er (Nr. 204, 1865) unsere französische Verwaltungssprache eine historische Marotte, d. h. eine historische Narrenkappe nennt, welche längst durch die Thatsache verurteilt ist, daß wir seit unserer Trennung vom wallonischen Luxemburg ein rein deutsches Volk sind und auf Deutsch verwaltet werden sollten, wenn die Rechte des Volkes nicht gekränkt werden würden und wenn die Verfassung im wahrhaft liberalen, volkstümlichen Sinne ausgeführt würde und nicht nach dem willkürlichen Gutdünken eines unter der historischen Marotte verknöcherten Büreaukratismus."

Und noch im vorletzten Jahre schrieb das „Luxemburger Wort":

„Daß wir unserer Abstammung gemäß zum deutschen Stamme gehören und wir folglich die deutsche Sprache als unsere Muttersprache ehren, lieben und pflegen sollen, damit sind wir vollkommen einverstanden. Wenn, nach

des Verfassers Angabe, unser Blatt im Jahre 1865 unsere französische Verwaltungssprache eine historische Marotte oder Narrenkappe nannte, so unterschreiben wir das Urteil auch noch heute. Unsere Minister, Deputierten, Richter, Advokaten, Notare, Gerichtsvollzieher u. s. w. sollten, wie dies unsere Geistlichen thun, deutsch zum Volke reden und nicht in einer Sprache, die es nicht versteht. Die französische Sprache, die Zwangsjacke unserer Primärschulen, sollte aus derselben entfernt werden, wenigstens bis zu den beiden letzten Schuljahren. Man frage unsere Lehrer, man frage die bewährtesten Pädagogen einmal. Das „Französisch Parlieren" gehört, wir wissen das, heutzutage insbesondere in unserer Hauptstadt zum sogenannten „guten Ton". Ja, es ist soweit gekommen, daß manche Beamten die hochdeutsche Sprache weder richtig sprechen noch schreiben können, gewiß eine traurige, beklagenswerte Erscheinung.

Wenn unser späterer Großherzog es sich zur Aufgabe gemacht hätte, der deutschen Sprache in unserm Lande wiederum zu ihrem vollen, ihr gebührenden Rechte zu verhelfen, so könnten wir Se. Hoheit zu dieser Aufgabe nur beglückwünschen."

2. Die Unterrichtssprache.

Heute giebt man allgemein zu, daß das Erlernen der französischen Sprache in der Primärschule ein Unding ist. Gemäß dem Gesetze von 1843 wurde unter die obligatorischen Lehrgegenstände der Volksschule neben die deutsche auch die französische Sprache gesetzt, ohne daß ein Unterschied zwischen beiden gemacht worden wäre. Die erste Frage, welche der Ausländer stellt, der nicht näher mit unseren politischen Zuständen vertraut ist, lautet gewiß: „Welches ist denn die Muttersprache des

Luxemburgers? Die deutsche oder die französische?" Und der Pädagoge fügt hinzu: „Ist denn ein Kind, das seine Muttersprache noch nicht kennt, fähig, neben dieser zugleich noch eine fremde zu erlernen?" Mit diesen Fragen verurteilt man schon unbewußt unser bisheriges Zwittersystem. Unsere Muttersprache ist die deutsche. Die Geisteskräfte des zarten Kindes vermögen nicht, ohne sich selbst zu schaden, eine fremde Sprache zu erlernen, bevor die Muttersprache nicht so weit sein Eigentum ist, daß sie als Medium dienen kann. Die ganze Volksbildung geht in und mit der Muttersprache und nur durch dieselbe vor sich, von ihr als der Wurzel muß jedes Lehrobjekt ausgehen; an sie als den Stamm muß jede fremde Sprache sich anlehnen; in ihr gipfelt die Nationalbildung eines Volkes. Diese Prinzipien hat man außer acht gelassen und deshalb läßt, nach der Aussage luxemburger Pädagogen, unsere Schul- und Volksbildung so viel zu wünschen übrig. Weder in einem Lehrzweige noch in der eigentlichen Erziehung hat man geleistet, was man sollte, und nicht einmal in der französischen Sprache selbst, die man doch so sehr begünstigte, hat man ein Resultat erzielt.

Es wird doch niemand mir vorhalten wollen, ein Kind, das ein paar Jahre hindurch in der Primärschule französisch buchstabieren gelernt hat, könne französisch sprechen. Gegen den Unterricht des Französischen in den mittleren Anstalten habe ich gar nichts einzuwenden, wenn er naturgemäß betrieben wird.

Man hat mir so vielfach vorgehalten, die vorgeblich in der Schule erlernte französische Sprache sei den 40 000 Luxemburgern, welche sich in Frankreich und besonders in Paris befinden sollen[1]), ein „Patrimonium, dessen man

[1]) Nach Elysée Reclus befinden sich 25 000 Luxemburger in Frankreich. Verschiedene Luxemburger Zeitungen behaupten, es seien deren 40 000.

sie doch nicht schmälern dürfe.“ Man schweige mir doch mit einer solchen Albernheit! Die Luxemburger, welche die französische Sprache geläufig reden, haben dieselbe in Frankreich erlernt. Welches ist übrigens das vielgerühmte Brot, welches Frankreich den 40 000 Luxemburgern geben soll? Ich war früher längere Zeit in Paris; ich bin in die Villette, ins Faubourg St. Antoine, nach Courbevoye u. s. w. gegangen, um zu sehen, was die Luxemburger dort treiben, und ich schämte mich fast, meine Landsleute in solchen Verhältnissen zu sehen. Ja, die Mehrzahl von ihnen gehört zu jenem Pariser Gesindel, welches man in so verkommenen Zuständen eben nur in Paris finden kann. Ich habe gesehen, in welch ärmlichen Verhältnissen die ehrlicheren der 40 000 leben und im Innersten meines Herzens habe ich ihnen eine glückliche Rückkehr nach der Heimat gewünscht und habe mehr als einmal gesagt: „O hättet ihr nie Frankreichs Grenze überschritten!“ Dort habe ich gesehen, daß es fast wahr ist, was zwei Franzosen so hämisch und so wegwerfend in dem „Weltall in Paris“ (l'Univers dans Paris p. 17) bemerken: „Alle Straßenkehrer von Paris sind Luxemburger“ (tous les balayeurs de Paris sont Luxembourgeois). Ich wollte nie an das berüchtigte Wort von Edmund von Goncourt glauben, bis ich selbst zu mehreren Malen, wenn ich in der Abendstunde das Boulevard St. Michel herunterkam, um nach Hause zu gehen, von Weibern angeredet wurde, die ich nicht näher bezeichnen mag und die sich selbst als Luxemburgerinnen ausgaben, um ihren Rivalinnen des Trottoirs den Rang abzulaufen. Ja, diese waren „de ce Grand-Duché de Luxembourg qui fournit Paris de cochers de fiacre et de bonnes de lorettes“.

Wenn solchen Leuten die französische Sprache ein Patrimonium ist, so sollte man doch wenigstens davon

schweigen und ihnen dieses Patrimonium entziehen: sie sind dessen nicht würdig!

3. Die Umgangssprache.

Es bleibt mir nunmehr nur noch einiges über die Umgangssprache der Luxemburger zu bemerken.[1]) Die luxemburger Mundart ist wahrhaft Sprache des Volkes; sogar für den Gebildeten ist sie Sprache des häuslichen Lebens und zum größten Teil auch des bürgerlichen Verkehrs, und es ist von wenig Belang, daß namentlich in der Hauptstadt einige Kreise sich mit Vorliebe der französischen Sprache bedienen; im Verlauf der Rede kommen sie zumeist immer wieder auf den bequemeren heimatlichen Laut zurück.[2])

Sonderbar sind die Ansichten, welche manche Luxemburger von dem Gebrauche der beiden Sprachen haben. In der Sitzung des Staatsrates vom 26. April 1869 drückte sich ein Mitglied des Staatsrates folgendermaßen aus: „Wenn man die deutsche Sprache als Muttersprache der Luxemburger ansehen will, so habe ich

[1]) L. Gélinet in seinem Werke über Luxemburg, welches ich bald besprechen werde, sagt (S. 71, Anmerk. 3): „Das Land hat keine eigene Mundart. Der luxemburger Dialekt, welcher ebenfalls in Lothringen gesprochen wird, entbehrt jeder Originalität.“ Dieser Ausspruch bezeugt einfach die Unwissenheit Gélinet's. Was er ferner (S. 72 ff.) von „Schulvereinen“ oder „Schulgesellschaften“ in Luxemburg sagt, welche seit 1870 den Unterricht im Deutschen zu einem obligatorischen machen und den Unterricht des Französischen verbieten sollen, ist mir völlig unverständlich.

[2]) Dieses mag bei höchstens 4000 Einwohnern der Fall sein. Daß aber, wie Gélinet (S. 72) sagt, von den 209 570 Einwohnern des Großherzogtums deren 4000 im gewöhnlichen Leben ausschließlich französisch sprechen sollen, kann man nicht zugeben, obschon der Franzose das gering findet.

nicht zuviel dagegen einzuwenden, obschon diese Forderung etwas anmaßend scheinen könnte.“ (Que la langue allemande soit considérée comme la langue maternelle des Luxembourgeois, je n'ai pas trop à y contredire, quoique cette revendication puisse sembler quelque peu prétentieuse.)

Manche Familien höheren Ranges in Luxemburg haben das System angenommen, die Kinder zwei ja drei Sprachen zugleich sprechen zu lehren und sie zum Hanswurst zu machen, der die Farben aller Nationen trägt. Dieses System fand einst einen Verfechter in dem eben angeführten Staatsrat: „Wie benimmt man sich dabei in den wohlhabenden Familien? Man giebt den Kindern Lehrer, Bediente, welche mit ihnen verschiedene Sprachen reden, und die Resultate, welche man nicht nach mehreren Jahren sondern nach mehreren Monaten erzielt, sind wirklich wunderbar.“ (Comment s'y prend-on dans les familles aisées? On donne aux enfants des instituteurs, des serviteurs, qui leur parlent différentes langues et les résultats que l'on obtient, non pas au bout de plusieurs années, mais de quelques mois, sont vraiment merveilleux.)

Die „Merveilles“, welche man an solchen Kindern erlebt, sind dieselben, welche man mit verhältnismäßig geringerer Mühe beim Papagei erreicht, mit dem Unterschied jedoch, daß des Papagei's Gehirn dabei keinen Schaden leidet, wohl aber der Geist des Kindes. Wenn das ein Privilegium der „familles aisées“ sein soll, so hat der Mittelstand keine Ursache jene Kinder zu beneiden, welche halb mit der Muttermilch und halb mit der ergänzenden Säugeflasche aufgezogen werden.

Möge die sog. Aristokratie Luxemburgs, welche sich der französischen Sprache bedient, sich folgende Worte

Fr. Hoffmanns merken: „Die Urtümlichkeit und Reinheit der Sprache ist das Zeugnis eines festen, unverfälschten Volkscharakters; einem gesunkenen Volke ist, wie seine Ehre, auch seine Sprache gleichgültig und die gesunkensten des Volkes werden dem zerstörenden Fremden zuerst und am meisten huldigen.“

Der alte Turnvater Fr. Ludw. Jahn machte einst eine sehr zutreffende Bemerkung: „In einer fremden Sprache wird man vor Anstößigkeit schon weniger rot, und in manchen klingen die Lügen sogar schön. Wenn der türkische Sultan etwas Türkisch verspricht, dann ist Verlaß auf sein Wort; zum Betrug und zur Worttäuscherei entweiht er die Muttersprache nicht. Dazu wählt er fremde, am liebsten Französisch. Klar wie des Deutschen Himmel, fest wie sein Land, ursprünglich wie seine Alpen und stark wie seine Ströme, bleibt des Deutschen Sprache.“

Die Sprache der Luxemburger ist eine deutsche Sprache. „Sprache, sagt J. Grimm, ist der volle Atem menschlicher Seele; wo sie erschallt, schwindet alle Unsicherheit über die Verhältnisse des Volks zu seinen Nachbarn.“ Auch unsere Sprache ist der volle Atem unserer Seele, der treueste Ausdruck unseres Wesens: **Was wir sprechen, das sind wir.**

Alles scheint sich in unsern Tagen zu vereinen, um die Eigenart unserer Mundart zu verwischen; vor dem Einfluß des Neuhochdeutschen schwindet das Charakteristische derselben immer mehr, sogar der viel zerstörendere Andrang der französischen Sprache droht unsern Dialekt zu einem ungeheuerlichen Gemisch fremder Elemente zu machen. Schon hat er dadurch bedeutend gelitten: eine Menge kerndeutscher Ausdrücke, die unsern Voreltern eigen waren, sind verschwunden oder finden sich nur noch

bei dem Landvolke, das fremdem Einflusse weniger ausgesetzt war. Die Bewohner der Städte und besonders die der Hauptstadt schleppen sich mit einer Unzahl französischer Wörter, die das echt luxemburgische Gepräge der Mundart gänzlich auslöschen.

Die Ansicht von der Notwendigkeit des Gebrauches zweier Sprachen in Luxemburg beruht auf der irrigen Behauptung, Luxemburg liege zwischen Deutschen und Franzosen. Es ist nicht wahr, was so vielfach gesagt wird, unsere Heimat sei ein kleiner Winkel der Erde, welcher als schmales Grenzland zwischen Deutschen und Franzosen eingeklammert liege. Als deutschsprechendes Volk gehören wir doch offenbar in's deutsche Sprachgebiet und kann von einer „deutschen Grenze" und von einer „Klammer" nicht die Rede sein. Wir sind keine Enklave inmitten zweier fremder Sprachgebiete, sondern wir sind ein echt deutscher Vorposten an der wälschen Grenze.

VI.

Der französische Einfluß in Luxemburg.

Als ich in dem Kapitel über den „National-Charakter“ die Luxemburger als ein ausschließlich deutsches Volk charakterisierte, erwähnte ich die französisch-gesinnten Luxemburger mit keinem Worte, und zwar weil sie bei Besprechung des Nationalcharakters nicht in Betracht kommen sollen. Das will jedoch keineswegs bedeuten, als sei nicht mit ihnen zu zählen. Aber dieses eine müssen wir vor allem feststellen: die Luxemburger, seitdem sie Luxemburger sind, ich meine seit der Zeit der einheimischen Grafen, waren und sind noch immer ein deutsches Volk. Aber ein großer Teil von denjenigen Luxemburgern, welche Gelegenheit hatten, sei es auf direkte oder indirekte Weise, mit den Franzosen oder mit französischen Sitten in Berührung zu kommen, sind von der alten Stammesart der Luxemburger abgefallen und haben sich zu Propagatoren französischer Sympathien im Luxemburger Lande gemacht. Viele, ja sehr viele Luxemburger sind heutzutage französisch gesinnt, weniger als wüßten sie ihre Vorliebe für alles Französische zu erklären, als vielmehr aus einer ihnen ebenso unerklärlichen Abneigung gegen alles Deutsche.

Diese Thatsache, die keinem Beobachter in Luxemburg entgehen kann, verdient eine nähere Beachtung. Wir wollen daher, an der Hand vorurteilsfreier Zeugnisse diese Erscheinung zu erklären suchen.

Wie man aus dem geschichtlichen Teile dieses Werkes ersieht, hat kein anderes deutsches Land, vielleicht mit Ausnahme der Pfalz, im Laufe der Jahrhunderte soviel von französischer Kriegslust zu erdulden gehabt, als das luxemburger Ländchen. So oft französische Heere sich nach dem Rheine wälzten, hatte Luxemburg den ersten Anprall derselben auszuhalten, und dann war das Glück des Volkes immer auf Jahre dahin. In keinem Lande waren daher auch Haß und Erbitterung gegen die Franzosen tiefer und nachhaltiger.

Gegenwärtig ist das jedoch nicht mehr der Fall und man muß sich daher die Frage stellen: Warum findet man heute bei so vielen Luxemburgern jene Hinneigung zu Frankreich und jene Abneigung gegen Deutschland?

Eine im Jahre 1871 erschienene Flugschrift „Die Luxemburger Frage“ sagt, man habe das luxemburger Völkchen sehr oft mit Unrecht wegen dieser Haltung gelästert. Dieselbe mußte sich gemäß dem Verfasser dieser Schrift naturgemäß aus den europäischen Ereignissen entwickeln. Hören wir die nähere Begründung dieser Erklärung:

„Den ersten Stoß versetzten dem Deutschtum der Luxemburger die Herren des Wiener Kongresses. Aus keiner andern Ursache als um den König von Holland wegen anderswo aufgegebener Ansprüche zu entschädigen, fesselte man die deutsche Grenzmark an die Geschicke eines nicht deutschen Nachbarvolkes und erstickte auf diese Weise gewaltthätig ihr Volkstum.

Nach diesem Frevel brach für Luxemburg eine kleine erbärmliche Zeit an, in welcher dasselbe zu vollständigem

Stillstand verurteilt war und die ausschließliche Rolle eines willigen Steuerobjektes spielte. Um sich Tröstung zu suchen, wollte das Volk zurückblicken auf die vergangene Herrschaft, aber der niedrige Bildungsgrad beengte den Blick und ließ blos erkennen, was gestern geschehen war. So hatte das Volk den Faden seiner Geschichte verloren. Selbst die höheren Klassen, ganz zersetzt durch fremdländische Elemente, hatten nicht mehr das Bewußtsein ihres Deutschtums oder wollten es aus Privatinteresse nicht haben. Die Luxemburger wußten nichts mehr von der tausendjährigen Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Reiche, sie erinnerten sich nicht, die Unglücklichen, welch' glorreichen Anteil sie selber an den Schicksalen dieses Reiches genommen hatten, und welche Fülle erhabener Beispiele und großartiger Traditionen hier ihnen offen lag. Mit einem Worte, für die Luxemburger fing die Weltgeschichte mit Napoleon an.

Nach und nach waren die Wunden, welche die französischen Kriege geschlagen, wieder geheilt, die Schattenseiten dieser unseligen Kriege waren verschwunden und nur die Lichtseiten geblieben. Der Glanz aber, der den Namen Buonapartes umgab, strahlte um so heller im Halbdunkel der Vergangenheit. Da fiel es den Luxemburgern bei, daß auch sie mitgezogen hatten am Triumphwagen, der den mächtigen Imperator über die Trümmer Europas getragen. Die Zeit, über die sie früher erröteten, wurde ihnen nun eine Zeit des Ruhmes, und ein förmlicher Napoleonkultus bethörte die meisten Gemüter. Die alten napoleonischen Soldaten, die zu Hunderten im Lande lebten, waren die eifrigsten Apostel dieses Kultus. Sie erzählten von Austerlitz und Jena, und sprachen von den Herrlichkeiten des französischen Kaisertums. Keiner war da, um von Aspern und Waterloo zu reden.

Damit war in den Herzen der Luxemburger der Same gelegt, der so bittere Früchte bringen sollte. Nach der vielgerühmten Weltstadt an der Seine ging nun der Zug der Geister. Alles, was das Vaterland auswarf, ergoß sich nach Westen: der Abschaum der untern Klassen, das ehrsame Handwerk, die halbgebildete Jugend, die zu Haus keine Anstellung gefunden hatte. Die Franzosen lernten die kernigen, altdeutschen Eigenschaften der Luxemburger schätzen und suchten dieselben zu eigenem Nutzen auszubeuten. Man empfing sie mit offenen Armen und köderte sie durch hohe Löhne, deren Ueberfluß nach der Heimat wanderte und dort beredtes Zeugnis ablegte von dem Reichtume Frankreichs. Wenn dann von Zeit zu Zeit die Auswanderer heimkehrten, überzogen von dem glanzvollen Firnis der französischen Civilisation, dann ließen sich schwache Gemüter durch die äußere Hülle bestechen, ohne zu bedenken, daß das ehrliche deutsche Herz darunter sehr oft vergiftet war.

Während so die Hinneigung zu Frankreich immer stärker wurde, hatte Luxemburg, bis zum Anschluß an den Zollverein, zu Deutschland gar keine Beziehungen; daß das Großherzogtum zum deutschen Bund gehörte, davon hatte das Volk keine Ahnung. Man lernte Deutschland nicht kennen, und weil man es nicht kannte, konnte man sich weder dafür begeistern noch dasselbe verabscheuen. Es herrschte vielmehr vollkommene Gleichgültigkeit gegen die Deutschen. Wenn aber einmal Frankreich und Deutschland sich feindlich gegenübertraten, dann mußte es kommen, wie es in dem deutsch-französischen Kriege auch wirklich gekommen ist. Luxemburg mußte Partei nehmen für Frankreich, aus der bloßen Gleichgültigkeit gegen Deutschland aber mußte sich bei der Schärfe des Gegensatzes Haß und Feindschaft entwickeln“ [1]).

---

[1]) Die Luxemburger Frage, S. 5 ff.

In Luxemburg wurde seit Anfang dieses Jahrhunderts das französische Element augenscheinlich begünstigt, das deutsche dagegen verdrängt. Im Jahre 1832 wurde die französische Sprache gleichsam gesetzlich als Verwaltungssprache eingeführt. Zwar wurde die Anwendung der „beiden Nationalsprachen" (deutsch und französisch) in den öffentlichen Verhandlungen gestattet, aber das war nur eine Maßregel, welche das luxemburger Zwitterwesen offiziell zur Höhe eines Systems erhob.

Um so mehr könnte man sich daher wundern, daß im Jahre 1842 Luxemburg, allerdings nur nach langem Zaudern, sich entschloß in den deutschen Zollverein zu treten. In der ausgesprochenen Absicht den Handel zu heben, genehmigte Wilhelm II. den Vertrag vom 8. Februar 1842 über den Anschluß des Großherzogtums Luxemburg an den deutschen Zoll- und Handelsverein. Allerdings erregte diese Maßregel etwas Unzufriedenheit, weil bis dahin ein Teil der Handelsverbindungen nach Belgien gerichtet gewesen, und weil man die Beeinträchtigung mehrerer Nationalindustrien befürchtete. Doch bald verstummten die Klagen, denn man sah ein, daß mit dem Eintritt des Landes in den Zollverein ein neuer Aufschwung von Handel und Gewerbe begann. [1])

Infolge des deutschen Krieges von 1866 bildete sich bekanntlich der norddeutsche Bund unter preußischer Oberhoheit. Dieser schloß mit den deutschen Südstaaten den

---

[1]) Die Franzosen selbst müssen anerkennen, daß der Zollverein „eine Wohlthat für das Großherzogtum ist" („Le Zollverein est un bienfait pour le Grand-Duché"). Das gesteht L. Gélinet in seinem erwähnten Werke (S. 53) ein und an einer andern Stelle (S. 77) sagt er: „Sa participation au Zollverein, c'est sa richesse même" („Die Teilnahme des Landes am Zollverein macht dessen Reichtum aus.")

Vertrag vom 8. Juli 1867, welcher die innere Organisation des Zollvereins veränderte, dessen Dauer jedoch bis 1877 festgestellt ließ. Der für Deutschland siegreiche Krieg von 1870—71 hatte endlich die Bildung des deutschen Kaiserreiches im Gefolge. Die deutschen Staaten sind nunmehr in politischer und in kommerzieller Hinsicht geeint. Der Bestand des Zollvereins hängt von nun an nicht mehr von der Erneuerung der Zollverträge ab, sondern ist eine dauernde Einrichtung geworden, die nur mit dem Deutschen Reiche zu bestehen aufhört. Das Großherzogtum Luxemburg ist der einzige Staat, welcher zum Zollvereine zugelassen wurde, ohne dem deutschen Kaiserreiche anzugehören. Kraft des am 11. Juni 1872 zu Berlin zwischen dem Großherzogtum Luxemburg und dem deutschen Reiche über den Betrieb der Wilhelm-Luxemburger Eisenbahnen abgeschlossenen Vertrages wurde die Übereinkunft mit dem Zollverein von 1865 dahin abgeändert, daß Luxemburg bis zum 31. Dezember 1912 im deutschen Zollverbande verbleiben müsse, so lange nämlich die genannten Bahnstrecken von der kaiserlichen General-Direktion der Eisenbahnen von Elsaß-Lothringen oder von einer andern, an deren Stelle getretenen Reichsbehörde verwaltet und betrieben werden.

Doch kehren wir zu unserer eigentlichen Frage zurück. Man hat gesehen, wie Luxemburg nicht nur durch die Sünden des Wiener Congresses, sondern auch — und zwar besonders — durch den Lauf der späteren Ereignisse das Bewußtsein seiner nationalen Zusammengehörigkeit mit Deutschland verlor. Das Luxemburger Volk sah auf der andern Seite wohl ein, daß es nichts gemein hatte mit der Nation, deren Geschicke es gezwungener Weise teilen mußte, und so brachte diese Isoliertheit den Gedanken in ihm auf, daß es eine eigene Nationalität

bilde. Dieses mag absurd scheinen, aber ich kann dafür officielle Belege anführen.

Bereits im Jahre 1830 erließ der damalige General-Gouverneur von Luxemburg, unterm Datum des 6. Oktober, eine Proklamation, in welcher es heißt: „Eine eigene Nationalität ist an den luxemburgischen Boden geknüpft“ (Une nationalité propre est attachée au sol luxembourgeois). In einem Beschluß vom 2. Mai 1848 fordert die Regierung, „daß die zur Frankfurter Nationalversammlung abgehenden luxemburgischen Vertreter gegen alle Beschlüsse der Versammlung protestieren sollten, welche irgendwie den Bestand der luxemburgischen Nationalität angreifen könnten“ (Nos députés à envoyer à Francfort protesteront contre toutes les résolutions de l'Assemblée nationale constituante de l'Allemagne qui pourraient porter le moindre préjudice à la nationalité du Grand-Duché). In einem späteren Beschluß hofft die Kammer, „daß die deutsche Nationalversammlung, durch das Gefühl der Großmut bewogen, der luxemburgischen Nationalität nicht schaden werde.“ (Dans l'espérance que le Parlement allemand, mû par de généreux sentiments, ne prendra aucune mesure qui puisse attenter à la nationalité luxembourgeoise etc.)

„Wir mögen staunen“, heißt es hierüber in der „Luxemburger Frage“, „über solche kleinstaatlichen Naivetäten, aber den Luxemburgern war es damit bitterer Ernst. Sie nahmen und nehmen noch heute an, daß neben der deutschen, französischen, britischen Nationalität auch noch eine luxemburgische in der Welt besteht. Freilich, wollte man ihnen von einer mindestens ebenso berechtigten lippe-detmold'schen oder anhalt-dessauischen Nationalität reden, so würde man unzweifelhaft mit einem ungläubigen Lächeln abgewiesen werden.“

„Nicht alle“, heißt es weiter, „hatten ein Herz für diese Nationalität, denn es bildete sich unterdessen eine Partei, bestehend aus ehrgeizigen Beamten, thatendurstigen Rentiers und deutsch-feindlichen Ultramontanen, welche den Anschluß an Frankreich erstrebte und die Ausführung dieses Planes um so leichter glaubte, als das Volk selber einem solchen Ereignisse nicht abgeneigt war. Um dahin zu wirken, wurden Zeitungen gegründet, aufrührige Plakate angeheftet, an manchen Orten die französische Fahne ans Licht gezogen. Als im Jahre 1867 die luxemburger Frage ausbrach, da glaubte die fransquillonistische Partei hoffnungsvoll die Erfüllung ihrer Wünsche erwarten zu können. Kein Mensch nahm damals die jetzt so viel gepriesene Unabhängigkeit des Landes in Schutz; keine patriotischen Anreden wurden gehalten, keine Monstre-Adresse aufgesetzt. Im Gegenteil, in der Hauptstadt lief eine von vielen Namen bedeckte Bittschrift um, welche die Einverleibung Luxemburgs in Frankreich verlangte. Kurz darauf traf die Nachricht ein, daß die Großmächte auf der Londoner Konferenz das Land neutralisiert und dessen Selbständigkeit garantiert hätten. Seitdem die Welt besteht, hat nie eine Nachricht so viele enttäuschte Gesichter gefunden. Aber noch ließ man alle Hoffnung nicht sinken. Was die Londoner Konferenz verdorben, das hoffte man durch einen deutsch-französischen Krieg wieder gut gemacht zu sehen. Der Krieg kam herbei, aber der gewünschte Ausgang blieb aus. Schlag auf Schlag folgten sich Wörth, Sedan, Metz. Wie durch einen Zauber verschwand plötzlich die französisch-annexionistische Partei und aus den hartnäckigsten Feinden der Neutralität wurden nun ihre wärmsten Verteidiger. Die Veranstalter der früheren französischen Bittschriften stellten sich an die Spitze der neutralen Kundgebungen, und die meisten Bürger stimmten

mit ein in den Angstruf, den ihnen das siegende Deutschland abrang[1]."

Gegenwärtig wünschen allerdings die Luxemburger die Aufrechthaltung ihrer Selbständigkeit und dazu mag vielleicht das Mißtrauen beitragen, welches sie gegen Deutschland hegen. Dazu kommt die Nähe mit Frankreich. Die Franzosen halten den Luxemburgern immer vor, das deutsche Reich wolle sie „verschlingen". Und doch dürfte, wenn man sich auf einen solchen Standpunkt stellt, von Frankreich eine wenigstens ebenso große Gefahr als von Deutschland zu befürchten sein.

Manche glaubten, ich wollte die französischen Sympathien dem alleinigen Umstande zuschreiben, daß der Wiener Kongreß das deutsche Luxemburg dem König von Holland überlieferte[2]. Hierzu bemerkt ein deutscher Universitätsprofessor, Herr A. Fick:

„Wäre doch das der Grund! In Wahrheit ist es die selbstmörderische dem Deutschen von Anfang eingeborene Bewunderung aller Fremden. Sie hat schon vor mehr als tausend Jahren die Gothen, Vandalen, Franken, Longobarden im Römertum aufgehen lassen. Sie läßt noch heute einen großen Teil des hohen deutschen Adels in ihren Familien französisch sprechen. Leute, die sich für gute deutsche Patrioten halten, besonders weiblichen Geschlechtes, sind auf nichts stolzer, als auf ihr „gutes französisch", wie schon Amalasuntha, die Tochter Theodorichs, auf nichts stolzer war, als auf ihre griechischen Verse. Deutsche Renegaten sind es, die den russischen Staat groß gemacht haben. Deutsche Renegaten machen

---

[1]) „Die Luxemburger Frage", S. 9 ff.

[2]) Deutsche Zeitungen hatten unvollständige und ungenaue Auszüge aus „Deutschtum und Franzosentum" veröffentlicht.

den Magyaren ihren Staat, ihre Litteratur und Kultur überhaupt. Deutsche Renegaten verfertigen den Tschechen und Slovenen eine Schriftsprache. Dieser uralte Grundzug des deutschen Wesens, mit Leidenschaft Renegat seiner eigenen Nationalität zu werden, ist es, der den Luxemburger zum Fransquillon macht, und nicht irgend eine historische Zufälligkeit im äußeren Schicksale des Landes, außer der geographischen Lage, welche natürlich die Gelegenheit mehrt.“ —

Die Verbindung mit Holland war sicher keine direkte Ursache, welche die Luxemburger hätte bewegen können, die Franzosen den Deutschen vorzuziehen. Der eitle Glanz, mit welchem die Franzosen sich so gerne umgeben und der sie sogar glauben ließ, sie seien das erste Volk der Erde, dieser war es, welcher die Luxemburger bethörte.

Luxemburg ist eben ein kleines Feld, wo Deutschtum und Franzosentum sich, wie es scheint, immer bekämpfen werden. Auf der einen Seite die leichtsinnigen Franzosen, unwandelbar das ewig wandelbare Volk, ohne Prinzipien, ohne feste Ansichten, eitel und ehrgeizig; — auf der andern Seite die Deutschen mit ihren kernigen, uralten Eigenschaften, das Volk der Denker. Zwischen diesen sollten die Luxemburger wählen, und die Wahl fiel ihnen nicht schwer, eben weil sie sich durch das Äußere trügen ließen.

Besonders seit Anfang dieses Jahrhunderts sehen die Luxemburger in dem französischen Leben ein Ideal, welchem nachzustreben sie sich aufs eifrigste angelegen sein lassen. Sind ja die Luxemburger fast alle begeistert für Paris; dort lebt man, sagen sie, wie der Herrgott in Frankreich. Wer nur einigermaßen die Mittel besitzt, will Paris kennen lernen, und jeder Handwerker, der „etwas auf

sich hält", macht den landes- und handwerksüblichen tour de France.

Vorzüglich in der Hauptstadt ist es, wo einseitige Modeerziehung und alberne Vornehmthuerei redlich das Ihrige gethan haben, um französische Sitten überall einzuführen. Und hierzu trägt die hauptstädtische Presse, die sich durch ihren Preußenhaß zu einer unglaublichen Stupidität hinreißen ließ, nicht wenig bei. Was die ärgsten französischen Hetzblätter bislang noch nicht zu sagen wagten, das haben die Teutonenfresser in Luxemburg an den Tag gebracht. Man lese nur nachfolgende Stelle, die ich aus einer früheren luxemburger Zeitung („Der Wähler", Organ für die Wahlen des Monats Juni 1872, Nr. 8) wörtlich citiere:

„Das Glück preußisch zu sein,

besteht:

In Zeit von 20 Jahren Krieg geführt zu haben gegen Schleswig-Holstein, Dänemark, Österreich und Frankreich;

Viermal also dem Lande die besten Arbeits- und Unterstützungskräfte entziehen;

Viermal die ungeheuern Kriegssteuern zahlen (keine ausgenommen, blos beim Dotations-Kriege sind mehr Ausnahmen wie Regeln);

Viermal also Hunderte und Tausende von Toten und Verkrüppelten, Väter und Söhne, daher ebenso viele Witwen und Waisen, Trübsal auf Noten blasend;

Nicht mehr Meister zu sein in seinem eigenen Hause und bei der geringsten Mobilmachung Alles hergeben, Mann samt Pferd;

Einen preußischen Unteroffizier zum Ortsvorsteher und Bürgermeister, und da heißt es „das Maul gehalten"; den Schulzwang, und wehe dem, dessen Kind eine Stunde fehlt, ohne vorherige Dazwischenkunft eines Schinkens, Kinnbackens u. s. w."

Ähnlichen Unsinn kann man noch jetzt täglich in den luxemburger Zeitungen lesen. Und das alles thun

die Luxemburger den Franzosen zulieb, von denen sie keinen Vorteil zu erwarten haben und die sich nicht einmal darum kümmern. Es kann keine gute Sache sein, für die man auf eine solche Weise zu wirken sucht.

VII.

Luxemburg und Belgien.

Ich weiß wohl, daß manche Luxemburger, welche allerdings nicht gerade französisch werden möchten, an eine Verbindung mit Belgien denken. Dieser Vorschlag ist nun aber gar nicht neu, und bereits zur Zeit des deutsch-französischen Krieges besprach die angeführte Broschüre über die luxemburger Frage denselben in folgenden Worten, welche auch heute noch zum größten Teile zutreffen.

„Der Leser erinnert sich vielleicht, daß im Jahre 1867 Graf Beust, auf die Lösung der damals wieder ausgebrochenen luxemburger Frage bedacht, Belgien den Vorschlag machte, das Ländchen an sich zu nehmen, daß aber Belgien sich beim österreichischen Reichskanzler auf's Höflichste für das gefährliche Geschenk bedankte. Wenn Belgien schon damals einem solchen Ansinnen abhold war, nur um Deutschland nicht vor den Kopf zu stoßen, wie erst müßte es heute den Plan zurückweisen, wo es Alles auf's Spiel setzt, um dem großen östlichen Nachbarn keinen Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben! Und in der That ist die Stimmung im deutschen Volke der Art, daß die Einverleibung Luxemburgs in Belgien eine Gefahr für den Bestand des jungen Königreichs sein würde.

Nichtsdestoweniger haben viele Luxemburger eine schwache Seite für Belgien und würden sie in einem Anschluß an dasselbe die vorteilhafteste Lösung der ganzen Frage erblicken. So unmöglich eine solche Lösung der politischen Sachlage nach auch sein mag, so müssen wir uns dennoch fragen, was Luxemburg dabei zu gewinnen hätte.

Zwar hat das Land unter spanischer und deutsch-österreichischer Herrschaft in einem gewissen äußerlichen Zusammenhang mit den Niederlanden gestanden, aber dem innern Staatsleben derselben blieb es völlig fremd. Hätte Luxemburg irgend eine Gemeinschaft gehabt mit dem Geschlecht an der Maas und der Schelde, so hätte es teilnehmen müssen an dem herrlichen Ringen dieses Volkes gegen die verhaßten Spanier unter Philipp II. und später an der Empörung gegen Joseph II. Allen diesen Kämpfen sah Luxemburg teilnahmlos zu, weil das Interesse der Niederlande nicht das seinige war und weil es sich nicht begeistern konnte für die Geschichte eines Volkes, das ihm als fremd galt. Wenn im Jahre 1830 Luxemburg gemeinsame Sache mit Belgien machte, so geschah es nur, um sich seiner eigenen Haut zu wehren und das unerträgliche holländische Joch abzuschütteln.

Alles geht schnurstracks auseinander zwischen Belgiern und Luxemburgern: Ursprung, Geschichte, Sprache und Sitten. Der französische und der preußische Adler haben wenigstens ebensoviel gemein als der Löwe von Flandern und der Löwe von Luxemburg. Denn während jener ein bösartiges, reizbares Tier ist, das seinen Wärtern das Leben oft recht sauer macht, ist dieser nach deutscher Art gutmütig, treu, manmal selbstsüchtig, in allen Fällen schwer aus seinem gewöhnlichen Phlegma zu bringen.

Ein nicht zu übersehender Übelstand, der aus der Vereinigung Luxemburgs mit Belgien unvermeidlich her-

vorgehen müßte, wäre das Hinzutreten eines neuen Volksstammes zu den bereits sich gegenüberstehenden Stämmen der Wallonen und Flamänder. In den Föderativstaaten, wie der Schweiz, mögen nun mehrere Nationalitäten ganz gedeihlich neben einander bestehen können, aber im Einheitsstaat muß dieser Umstand notwendiger Weise zu Wirren führen und dem Fortkommen des Staates hemmend in den Weg treten. Luxemburg müßte nun entweder, auf seine ihm teure Nationalität verzichtend, sich dem herrschenden Systeme anschmiegen oder seine „berechtigten Eigentümlichkeiten“ geltend machen und dadurch dem Ganzen Verlegenheiten bereiten.

Am Ende käme auch Luxemburg nur aus dem Regen in die Traufe. Denn wer bürgt dafür, daß diplomatische Schöpfungen wie Belgien vor allen Stürmen der Zukunft bewahrt bleiben, und es lohnt sich wahrhaft nicht der Mühe, aus einer unsicheren Lage in eine andere zu geraten, die kaum sicherer ist.

Was Handel und Industrie anbelangt, so hätte das Land bei einem Anschluß an Belgien Alles zu verlieren und Nichts zu gewinnen. [1])

Übrigens gehörte Luxemburg seit den Tagen des Wiener Kongresses längere Zeit unmittelbar zu den Niederlanden. Die Erfahrung, die man damals machte, muß genügend sein, um die Luxemburger von der Erneuerung einer ähnlichen Gemeinschaft gründlich abzu-

[1]) Ich habe hier die nähere Begründung dieser Behauptung weggelassen, weil sie zum Teil nicht mehr zutreffend ist und weil ich eine solche hier als überflüssig ansehe. Man hat zwar wiederholt in den luxemburger Zeitungen geklagt, daß einzelne Industrien seit der Lostrennung des Landes von Belgien sich nicht mehr rentierten. Allein der wahre Grund liegt anderswo, so z. B. bei der Fayencerie-Fabrik in Siebenbrunnen in der weiten Entfernung von der Eisenbahn.

halten. Handel und Industrie standen so gut wie auf Null, und wenn auch seit der belgischen Revolution etwas mehr Geld in's Land hereinkam, so kann doch von dem wahren nationalen Wohlstand während dieser Epoche nicht die Rede sein. Diesem Wohlstand eröffneten sich die Quellen erst nach dem Jahre 1842, seit dem Anschluß an den Zollverein.

Alle diese Gründe streiten im selben Maße, wie gegen die gänzliche Einverleibung in Belgien, so auch gegen eine bloße Zolleinigung mit diesem Land, und wir glauben damit zugleich die Unhaltbarkeit dieser letztern Unterstellung nachgewiesen zu haben.

Es giebt in der That nur eine einzige Klasse von Luxemburgern, die bei einem vollen Anschlusse an Belgien gewinnen würde: die Beamten. Es läßt sich nicht leugnen, daß die meisten Beamten Belgien, als dem Lande der starken Gehälter, seit langem ihre wärmsten Sympathien schenken. Weil aber die Beamten des Landes wegen da sind, und wir die Interessen des Landes über diejenigen der Kanzleien stellen, so darf man über diesen Vorzug einfach hinwegsehen.“ [1])

[1]) Die Luxemburger Frage, S. 17 ff.

VIII.

Luxemburgs Stellung zwischen Deutschland und Frankreich in militärischer Hinsicht.

Bekanntlich legen die Franzosen einen großen Wert auf das Großherzogtum, weil sie glauben, „in der Zukunft sei dieses kleine Ländchen bestimmt, in einem eventuellen Konflikte zwischen Frankreich und Deutschland eine hervorragende Rolle zu spielen" [1]. Wenigstens sucht ein Franzose, L. Gélinet, Lieutenant im 154. Infanterie-Regiment in einem vor vier Jahren erschienenen Werke [2], das als „Publication de la Revue du Cercle militaire" veröffentlicht wurde, dieses nachzuweisen.

Gewiß ist, daß in früheren Jahrhunderten die Hauptstadt als Festung eine bedeutende Rolle spielte. Carnot sagte von Luxemburg: „Es ist der stärkste Kriegsplatz Europas nach Gibraltar". Schon in den Jahren 1443, 1479, 1542 und 1543 hatte Luxemburg, wie wir gesehen, hartnäckige Belagerungen auszuhalten, besonders aber ist die Einnahme Luxemburgs durch Vauban im Jahre 1684 und durch die Mosel-Armee im Jahre 1795 in den Annalen der Kriegskunst berühmt geworden.

---

[1] L. Gélinet, a. a. O. S. 10.

[2] L. Gélinet, Le Grand-Duché de Luxembourg vis-à-vis de la France et de l'Allemagne.

Als im Jahre 1715 Luxemburg den Österreichern wiedergegeben wurde, sagte Vauban, dadurch verliere man jede Hoffnung, den Rhein zu gewinnen: „Wir verlieren für immer die Gelegenheit, den Rhein als Grenze zu erhalten; wir werden nie mehr soweit kommen", und anderswo sagte er: „Dieser Verlust ist eine Kalamität und eine Schande für Frankreich".

Seitdem 1684 die Stadt durch Vauban bedeutend befestigt worden war, wurden die Festungswerke noch vielfach erweitert und zwar durch die Spanier (1698), die Österreicher (1783), die Franzosen (1795) und durch die Preußen während ihrer Okkupation bis zum Jahre 1867.

Von 1792 bis 1795 war Luxemburg ein Hauptwaffenplatz der österreichischen Armeen und um denselben drehten sich alle ihre Operationen in dieser Gegend. Im August 1792 begünstigte die Festung das Fortschreiten der verbündeten Armeen, welche in Frankreich durch das Alzettethal (trouée de Tiercelet) einfielen; im Oktober desselben Jahres deckte sie den Rückzug derselben nach der Schlacht bei Valmy. Im Frühjahr 1794 diente sie Beaulieu als Stützpunkt, um sich dem Vorrücken des linken Flügels der Moselarmee nach Arlon entgegenzusetzen. Im August desselben Jahres wurde die Festung, die infolge der Einnahme von Arlon und Trier auf ihre eigenen Kräfte allein angewiesen war, von drei französischen Divisionen unter dem Oberbefehl des Generals Moreaux umringt und der strengsten Blokade unterworfen vom November 1794 bis zum Juni 1795. Diese Belagerung dauerte demnach fast sieben Monate und nahm 28000 Mann der Mosel-Armee in Anspruch. Und dennoch wäre die Festung nicht gezwungen gewesen, sich zu ergeben, wenn man ihr zu Hülfe gekommen wäre,

denn sie verfügte über 15 000 Mann, 800 Feuerschlünde, sowie 1 000 000 Pfd. Pulver, 16 000 Gewehre, Pistolen und Musketen, und 336 000 Bomben, Kugeln, Granaten u. s. w. Der Gouverneur der Festung, Feldmarschall Baron von Bender, sagte vorher: „Ich werde die Festung nicht aufgeben, bis mir mein Schnupftuch in der Tasche brennen wird“.

Wie steht es aber gegenwärtig mit Luxemburg? Obschon die Festung in eine freie Stadt umgewandelt wurde, so konnte man doch die Festungswerke, schon wegen der natürlichen Lage der Stadt, nicht vollständig schleifen. Auch wäre es immerhin möglich, Luxemburg seine frühere Wichtigkeit wiederzugeben.

Luxemburg entspricht allerdings nicht mehr den Forderungen der neueren Kriegskunst und den Fortschritten der modernen Waffen. Die Stadt ist nicht gegen ein Bombardement geschützt, aber ihre Stellung in strategischer Hinsicht ist von großer Wichtigkeit wegen der zahlreichen Eisenbahnen, die dort zusammenlaufen und von denen ich hier einen Ueberblick gebe:

1. Luxemburg-Trier	Coblenz Köln
2. Luxemburg-Diedenhofen . . .	Metz Saarlouis
3. Luxemburg-Spa	Aachen Lüttich
4. Luxemburg-Arlon	Namür.
5. Luxemburg-Longwy	Longwy 2c.

Diese großen Eisenbahnen würden es ermöglichen, in einem gegebenen Augenblick in kurzer Zeit zahlreiche Truppen z. B. aus Rheinpreußen, Elsaß, Bayern 2c. und ein mächtiges Material in Luxemburg zu concentrieren.[1])

[1]) L. Gélinet, a. a. O. S. 15 ff.

Nach L. Gélinet sind 20 000 Mann erforderlich, um Luxemburg, wenn es nach der modernen Kriegskunst befestigt würde, mit Erfolg zu verteidigen.[1])

Hören wir, wie L. Gélinet die Wichtigkeit Luxemburgs nachzuweisen sucht:

„Die Modification, schreibt er, welche durch den Frankfurter Vertrag an unserer östlichen Grenze angebracht wurde, weist dem luxemburger Lande eine ganz andere militärische Wichtigkeit an, als es vor dem verhängnisvollen Vertrag hatte, der uns Lothringen entriß.

„Vor 1870 wäre der Einfall einer deutschen Armee, welche die Neutralität des luxemburger Landes verletzt hätte und durch dasselbe nach Frankreich vorgerückt wäre, mit leichter Mühe durch unsere befestigten Plätze in Lothringen aufgehalten worden, heute aber sind diese selben Plätze in der Hand Deutschlands.

„Unsere neue Verteidigungslinie, welche sich von Verdun bis zur belgischen Grenze erstreckt, würde sicher dem Feinde einen weit weniger ernsten Widerstand leisten als unsere Verteidigungs-Organisation, die sich von Verdun nach Toul, von Toul nach Epinal und von Epinal nach der schweizerischen Grenze erstrecken würde. Will man die Festungswerke unserer großen lothringischen Verteidigungslinie, gegen welche übrigens ein erfolgreicher Angriff nur mit großen Opfern geschehen könnte, umgehen, so wäre ein Einfall in das luxemburger Land, verbunden mit einem Angriff durch das Thal der Maas, von selbst notwendig.

„Die Wichtigkeit des Großherzogtums besteht nun darin, daß dasselbe das leichteste natürliche Gebiet eines Einfalls von Deutschland nach Frankreich bis Paris, durch die Thäler der Alzette, der Korn und dann der

[1]) a. a. O. S. 59. Note 2 zu Seite 58.

Marne, bildet, wo wir nur Festungen zweiten Ranges dem Feinde entgegenzusetzen haben. Außerdem wäre die Verletzung seines Territoriums eine Notwendigkeit für Deutschland im Falle eines Angriffes durch die Linie der Maas und der Oise.[1])

„Wir wissen nicht, ob es zum Plan eines Feldzuges der deutschen Armee gehört, das neutrale Gebiet des Großherzogtums behufs eines Einfalles in Frankreich zu verletzen, aber es scheint sicher zu sein, daß wegen der militärischen Wichtigkeit Luxemburgs und der strategischen Wichtigkeit des Großherzogtums der Besitz dieses kleinen Territoriums mehr als je die Gelüste Deutschlands erregt. Die Teilnahme des Landes am deutschen Zollverein (1842), das Garnisonsrecht der preußischen Truppen in Luxemburg, durch deren Rückzug, welcher vom Londoner Vertrage bedingt wurde, Deutschland nach dem eigenen Geständnisse des Parlamentes gezwungen wurde, „seine Verteidigungslinie weiter hinauszurücken und eine seit 50 Jahren deutsche Stadt aufzugeben“, die Besitznahme der strategischen Eisenbahnen des Großherzogtums durch die Deutschen (1871), die Verpflichtung, deutsche Beamten als Ober-Controleur und als Direktor der Zollverwaltung anzunehmen, das Frankreich auferlegte Verbot, durch Eisenbahnen mit dem Großherzogtum in Verbindung zu treten u. s. w. sind lauter Thatsachen, welche beweisen, daß Preußen durch alle möglichen Mittel die luxemburgischen Interessen zu beschlagnahmen sucht, um eines Tages das Land zwingen zu können, sich ihm zu ergeben.

---

[1]) „Deutschland wird jedenfalls das neutrale Gebiet des Großherzogtums Luxemburg und wahrscheinlich das neutrale Gebiet Belgiens verletzen, es sei denn, daß dieses letztere Land seine Verteidigungslinie bedeutend vermehre“ (Général Brialmont, Projet de défense de la ligne de la Meuse, 1887).

„Die Eroberungspolitik", schreibt Friedrich II., „hat als Prinzip aufgestellt, daß der erste Schritt zur Eroberung eines Landes darin besteht, dort Fuß zu fassen; das ist das Schwierigste; das Übrige wird durch das Los der Waffen und das Recht des Stärkeren entschieden". Diese Regel der spitzfindigen Politik des preußischen Königs wendet Deutschland seit 50 Jahren zur Eroberung des Großherzogtums an und so bekommt es dasselbe immer mehr in seine Gewalt [1])."

L. Gélinet will dann „die für Frankreich gefährlichen Folgen der verschiedenen Bedingungen des Frankfurter Vertrages blos vom militärischen Standpunkte aus studieren, und, indem er an den Annexionsversuch von 1870 erinnert, will er zeigen, daß Deutschland schon seit langem damit umgehe, in den Besitz des wichtigen Thales der Alzette, dessen Annexion die Verteidigungslinie seiner westlichen Grenze außerordentlich verstärken würde, zu kommen" [2]).

Er behauptet unter anderm, die zweite Verteidigungslinie der westlichen Grenze Deutschlands, Metz—Diedenhofen, sei so lange bedroht, als Deutschland Luxemburg nicht besäße. Von da bis zum Rheine gebe es in Rheinpreußen keine Festung, welche imstande wäre, das Vorrücken einer französischen Armee, die diese Linie siegreich überschritten hätte, um auf Coblenz, Köln oder Mainz loszurücken, aufzuhalten. Daher habe man nach dem Verluste der Bundesfestung Luxemburg in Deutschland die Absicht gehabt, ein befestigtes Lager in der Nähe von Trier zu errichten und zwar unweit von Conz, welches an dem Zusammenfluß der Saar den Vereinigungspunkt

[1]) L. Gélinet, a. a. O. S. 10 ff. Es ist natürlich nicht nötig, vorstehende Stelle einer näheren Kritik zu unterwerfen.

[2]) a. a. O. S. 13.

von 6 Eisenbahnen und eine strategische Stellung ersten Ranges bildete und dessen Ebene sich gut zur Entwickelung bedeutender Truppen eigene. Dieser Plan, der sich trotz großer Geldopfer als notwendig erweise, sei studiert und diskutiert worden, aber wenn man denselben nicht ausgeführt habe, so komme das daher, daß man die zuversichtliche Hoffnung hege, sich des luxemburger Landes bemächtigen zu können [1]).

In seinen weiteren (zum Teil durchaus verfehlten) Ausführungen will ich dem französischen Verfasser nicht folgen. Die technische Seite kann ich nicht berühren und was er im Übrigen über die Absichten Deutschlands und die Zukunft Luxemburgs sagt, verdient kaum beachtet zu werden. Ich greife nur ein paar Sätze aus dem Werke heraus.

„Wenn ein Krieg, sagt L. Gélinet, zwischen den Franzosen und ihrem Erbfeinde entstände, so wissen die Luxemburger recht wohl, daß, geht Frankreich siegreich daraus hervor, ihre Unabhängigkeit geachtet werden wird, aber daß sie nichts von dem triumphierenden Deutschland zu erwarten haben: das Großherzogtum würde an Deutschland annektiert werden. Welche Macht würde es wagen, sich dieser „natürlichen" Verletzung des Vertrages von 1867 zu widersetzen? England würde sich gleichgültig verhalten, weil es zufrieden wäre, wenn Deutschland Belgien ungestört ließe; Österreich ist zu sehr mit der deutschen Politik verbunden, um sich mit ihm zu überwerfen wegen der Annexion eines Territoriums, an dem ihm wenig liegt, und Rußland ist zu weit entfernt, um ein Interesse daran zu finden, für die Unabhängigkeit eines Landes einzutreten, welches kleiner ist als das kleinste unserer Departemente. Es ist übrigens nicht

[1]) a. a. O. S. 15 f.

möglich, sich Illusionen zu machen über die Pläne Preußens, und die Deutschen selbst verheimlichen ihre anmaßenden Forderungen nicht. Lehren ja doch die officiellen Handbücher der Geographie, daß Luxemburg als ein Teil von Deutschland angesehen wird „weil man dort deutsch spricht, weil das Großherzogtum innerhalb der natürlichen Grenzen des Reiches liegt und bis 1866 zu dem deutschen Bunde gehörte, von welchem es nur durch die Eroberungs-Habsucht der Franzosen losgetrennt wurde.“ [1])

Auch auf diese Ausführungen Gélinet's will ich nicht näher eingehen. Dieses wird genügen: vorhin bemerkte er, Luxemburg habe nichts von Frankreich zu fürchten und am Schluß seines Werkes fordert er nicht nur die Vereinigung Luxemburgs mit Frankreich, sondern auch die Annexion des ganzen linken Rheinufers:

„Die Rheingrenze, sagt er, wird Frankreich seine wirkliche Grenze wiedergeben, und so lange Preußen dieselbe besitzt, wird sie immer eine Ursache beständiger Konflikte sein. Die Natur hat uns dieselbe angewiesen; die erste Revolution hatte uns dieselbe erobert und die verhängnisvollen Verträge von 1815 und 1871 haben uns dieselbe entrissen. Diese Verträge müssen gebrochen werden. [2])“

So schreibt also im vollem 19. Jahrhundert ein französischer Offizier, — 17 Jahre nach der „année terrible“! Unglaublich würden solche Anmaßungen klingen, wenn die Franzosen uns nicht längst an derartige alberne Utopien gewöhnt hätten.

Ich gehe darüber hinweg und komme zu den Schlußfolgerungen meiner Studien.

[1]) a. a. O. S. 60 ff.
[2]) a. a. O. S. 91.

IX.

Schlußfolgerungen.

Es ist eigentlich überflüssig zu diesem Werke noch weitere Schlußfolgerungen hinzuzufügen. Was ich über Luxemburg gesagt habe, das spricht meiner Ansicht nach genug für sich selbst. Dennoch kann ich nicht umhin, hier noch einige Bemerkungen zu machen.

In einer Notiz, welche bei der ersten Regentschaft durch die meisten deutschen Blätter ging und die luxemburgische Thronfolgefrage betraf, heißt es u. A.:

„So klein das luxemburger Land ist, so unzweifelhaft ist noch immer seine Wichtigkeit, und die wirtschaftliche Gemeinschaft mit dem deutschen Reiche, die als wertvollster Rest des früheren staatsrechtlichen Verhältnisses übrig geblieben ist, macht es uns unmöglich, Luxemburg politisch sich selbst, d. h. mit andern Worten, dem französischen Einfluß zu überlassen.“

Wer auch immer diese Zeilen geschrieben haben mag, es liegt darin eine tiefe Wahrheit, die man nicht genug im Auge behalten kann. Die Luxemburger dürfen sich keineswegs der irrigen Annahme hingeben, als ob man sich in Deutschland in Bezug auf ihre Gesinnungen täuschte. Die Luxemburger Frage ist allerdings durch

die Thronbesteigung des Herzogs von Nassau geregelt worden, allein es steht keineswegs fest, daß in Zukunft nicht dieses oder jenes Ereignis eintreten könne, das die Lage des Landes wieder modificieren würde. Und in einem solchen Falle wären wir ebenso ohnmächtig uns dagegen zu wehren, als wir es früher waren, wo wir oft genug eine fremde Herrschaft erdulden mußten.

Seit Jahrhunderten haftet eben ein Fluch an der Geschichte unseres Landes, das mehr als einmal bald in diesen, bald in jenen größeren Staat aufging. Lange Zeit hindurch war Luxemburg ein abhängiges Land und wechselte seine Flaggen in allen Farben. Daher kommt es, daß die Gesinnung der Luxemburger unbeständig und wankelhaft war, wie die keines andern Volkes der Erde.

Seitdem der Name Luxemburg besteht, stand das Land bald unter französischer, bald unter deutscher Herrschaft, und dieser Umstand brachte es mit sich, daß in früheren Zeiten die Luxemburger das eine Mal deutsch, das andere Mal französisch gesinnt waren und daß in unsern Tagen so viele das Bewußtsein ihrer Abstammung, ihres gemeinschaftlichen Ursprunges mit den Deutschen, verloren haben und — um einen euphemistischen Ausdruck zu gebrauchen — die Deutschen nicht lieben, sondern alles Französische vorziehen.

Die Deutschen sehen doch alle in den Luxemburgern ihre Stammesgenossen, ihre Brüder, und es ist nur eine bedauernswerte Verirrung der Geister in Luxemburg, daß man soweit geht, offen zu behaupten, die Luxemburger seien nicht von deutscher Abkunft. Allerdings, wer die Geschichte studiert hat, hegt in dieser Hinsicht nicht den mindesten Zweifel, doch das ist eben nur bei der Minderheit der Luxemburger der Fall. Man studiert die

luxemburger Geschichte von einem antideutschen Standpunkte aus, und dann sieht man die Deutschen als die Urheber alles Unheils an, das im Laufe der Zeit über Luxemburg hereinbrach.

Bei der Voreingenommenheit der Luxemburger in dieser Frage ist es schwierig, dieselben auf gütlichem Wege aufzuklären. Das haben sie widerholt gezeigt, und mehr als ein aufrichtig gesinnter Luxemburger hat deswegen bittere Erfahrungen mit seinen Mitbürgern erlebt.

Die Luxemburger Presse hat nicht den Mut, auf die Abstammung der Luxemburger hinzublicken, noch die Verhältnisse Luxemburgs zu Frankreich und zu Deutschland unparteiisch zu prüfen. Das war daher vor allem der Zweck meines vorliegenden Werkes. Wie früher, so habe ich auch jetzt die Luxemburger an ihren Ursprung erinnert. Ich habe zu zeigen versucht, in welchen Verbindungen Luxemburg mit Deutschland und mit Frankreich stand, wie ferner der Erbfeind der Deutschen von jeher auch der Feind der Luxemburger war, und wie die französische Herrschaft unserm Lande kein Heil brachte. Ich habe gezeigt, welchen Einfluß Frankreich vorzüglich seit einem Jahrhundert auf Luxemburg ausgeübt hat. Ich habe darauf hingewiesen, daß man französische Sitten nachahmte, daß man die französische Sprache annahm, daß man ganze Lastwagen voll Wörter aus Frankreich in unsern Dialekt einführte, und das alles um deutsche Gesinnung, deutsche Sitten und eine echt deutsche Mundart zu verdrängen und die Luxemburger ein Land vergessen zu thun, wo ihre Stammesgenossen leben.

Ich habe die Gesinnungen der Luxemburger sine ira et studio besprochen und es kann nach meinen Ausführungen keinem Zweifel mehr unterliegen, was die Luxemburger unter „Luxemburgertum“ verstehen. Sagte

doch noch vorletztes Jahr eine in Luxemburg erscheinende französische Zeitung: „Der französische Geist und die französische Sprache sind zwei Dinge, die an unserer luxemburgischen Nationalität haften und welche immer der Verschmelzung mit Deutschland ein Hindernis bilden werden“. Wie haltlos und wie lächerlich dieser französische Geist in einem deutschen Lande wie Luxemburg ist, glaube ich zur Genüge gezeigt zu haben.

Die Fransquillonen haben in Luxemburg alles aufgeboten, um Deutschland verhaßt zu machen, und dies ist ihnen leider auch gelungen, wenigstens beim Pöbel, hohem wie niederem, und in den Augen dieses kurzsichtigen Janhagels ist der Name „Deutscher“, noch mehr aber „Preuße“, zum Schimpfnamen geworden. Sie sagen: „Wir wollen lieber verderben, als durch Deutschland zum Wohlstand und Gedeihen gelangen“.

Die bedeutendsten Industriellen des Landes sehen recht wohl ein, daß das Heil und die Zukunft Luxemburgs bei Deutschland liegen, und daß die große Industrie, welche dem Zollverein ihr Emporblühen verdankt, schnell einem unausbleiblichen Ruin entgegengehen müßte, falls sie aus dem deutschen Zollverbande ausgeschieden würde. Vor allem ist es die Eisenindustrie, die hauptsächlichste des Landes, der dieses Schicksal bevorstände.

Den großen Industriellen könnte man jedoch vorhalten, ihre Sympathien seien nicht ganz uneigennützig. Allein ihnen zur Seite steht der gebildete Teil des Volkes, welcher schnell zu unterscheiden weiß zwischen deutsch und französisch, und welcher einsieht, daß nur deutsche Bildung aus dem innersten Kern sich entwickeln kann, alles Franzosentum aber, äußerlich aufgeklebt, den gesunden Keim ersticken und uns zu einem elenden Zwittergeschlechte machen muß. Die einsichtsvolleren Luxemburger gedenken

nur mit Bangen des Augenblickes, wo Luxemburg ganz verwälschen soll.

Doch soweit ist es noch nicht gekommen; eine solche Ungeheuerlichkeit kann und darf in unseren Tagen nicht mehr vorkommen. Es sind übrigens noch Männer in Luxemburg, welche in Wort und Schrift gegen die Fransquillonen, diese elenden Landesverräter, zu kämpfen bereit sind. Luxemburg ist noch nicht unrettbar für die deutsche Sache verloren!

Der Grund, den die Luxemburger für ihre Antipathie gegen Deutschland angeben, ist wirklich ein sonderbarer. „Wir mögen die Preußen nicht leiden", sagen sie, „eben weil sie Preußen sind." Und weshalb dies? Weil die Preußen sich bei der letzten Besatzung nicht beliebt gemacht haben. Glauben die Luxemburger denn, daß, wenn sie, trotz ihrer damaligen Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Reiche, mit den Franzosen liebäugelten und, wie sie es jetzt noch thun, auf die „Stockpreußen", die „norddeutschen Steppensöhne", die „Knute des preußischen Korporals", die „morgue prussienne" u. s. w. schimpften, man ihnen auch noch eine französische Besatzung hätte geben sollen? Man muß doch bedenken, daß Luxemburg eine Grenzfestung war, wo selbst die geringsten Ausschreitungen zugunsten der Franzosen unerbittlich gerügt werden mußten.

Wenn auch die Preußen sich früher in Luxemburg nicht beliebt machten, so ist das doch kein Grund, weshalb man jetzt noch Feindschaft gegen Deutschland hegen soll. Das sehen die einsichtsvolleren Luxemburger gegenwärtig ein, und daher kommt es, daß, wie Alexander von Roberts sagt, ein neuer Wind ins Land hereinfegt. „Dieser Wind weht von Deutschland herüber. Die Gerechtigkeit der Geschichte hat nicht gewollt, daß ein neuer Stamm an

der Grenzmarke des Reiches verwälsche; immer mehr seit dem Jahre 1871 wandte sich Handel und Industrie dem deutschen Markte zu; übrigens hält der Zollverein die merkantilen Interessen umklammert, — wird doch ein Drittel des Staatshaushaltes aus dem Ertrage bestritten, den der Zollverein dem Lande abwirft; bis zum Jahre 1912 wird das Eisenbahnnetz vertragsmäßig in deutschen Händen verbleiben und längs der eisernen Schienen ist unmerklich schon so manches Stück deutschen Einflusses und deutscher Sympathie in das Land hineingeglitten. Der Mittelstand ist nicht mehr so schroff antideutsch als früher; seit dem französischen Kriege ist an die Stelle der offenbaren Geringschätzung Deutschlands ein gewaltiger Respekt getreten, und das Possenspiel der inneren Verhältnisse Frankreichs dürfte auch dem befangensten Fransquillon endlich die Augen öffnen.“

Was steht Luxemburg aber in Zukunft bevor? so könnte man zum Schluß noch fragen. Mir scheint diese Frage eine müßige zu sein. Man kann sie beantworten, je nach dem Standpunkte, auf welchen man sich stellt.

Ich wollte nicht näher untersuchen, ob Luxemburg das Zeug zu einem lebensfähigen Organismus in sich trägt, noch die Vor- und Nachteile der Kleinstaaterei, des Partikularismus hervorheben, denn ich fürchtete, daß man dann wieder bemerken könnte, das alte Übel Deutschlands, die Selbstsucht der Stämme, hafte auch an Luxemburg und schon dadurch allein bekunde dasselbe seinen germanischen Charakter. Auch wollte ich die Frage nicht untersuchen, ob man die Londoner Garantiemächte einer Verpflichtung entheben soll, die ihnen bereits so viel Kopfbrechen gemacht hat und die von manchen Seiten als so unwichtig angesehen wurde, daß Lord Stanley dem britischen Parlamente dieselbe als bloße Formalität ohne praktische Folgen schildern konnte.

Ich stelle nur dieses fest: Luxemburg will unabhängig bleiben, und es liegt unter den gegenwärtigen Umständen kein Grund vor, dieses kleine Völkchen wider den Kopf zu stoßen. Die Luxemburger halten eben fest an dem, was Karl Metz 1848 in der Kammer der Abgeordneten erklärte: „Wenn wir in unsere Konstitution setzen, wir seien ein deutsches Volk, nun gut! Aber ich will nicht, daß man über uns verfüge, ohne unsere Einwilligung."

Wenn aber dereinst die Macht der Umstände es mit sich bringen sollte, daß Luxemburg nicht mehr unabhängig bleiben kann, wenn höhere Interessen es forderten, daß die Verträge vernichtet werden müssen, wenn endlich Luxemburg sich entscheiden müßte, sich einem seiner mächtigen Nachbarn anzuschließen, so hoffen und wünschen und verlangen wir, daß wir nicht zu Frankreich kommen, mit dem wir nichts gemein haben, sondern daß wir in den großen Völkerbund eintreten, in den wir gemäß Abstammung, Geschichte, Sprache und Sitten gehören. Bis dahin sagen wir, wie es in unserm Nationalliede heißt:

Mir welle bleiwen wat mer sin!

Quellen-Verzeichnis.

Von den gedruckten Quellen, die ich bei Ausarbeitung vorliegenden Werkes benutzte, führe ich hier diejenigen an, die der Leser fast alle mit leichter Mühe consultieren kann. Werke wie die Publikationen der historischen Sektion des K. G. Institutes, Bertholets Geschichte des Herzogtums Luxemburg und andere, welche doch nur sehr wenigen zur Verfügung stehen, sowie die archivalischen Quellen habe ich nicht angeführt.

Gredt N., Das luxemburger Land. Seine Geschichte, seine Bewohner, sein Handel und sein Wandel. Dubuque, Jowa, 1874.

Schötter J., Geschichte des Luxemburger Landes. 2 Lieferungen, herausgegeben von K. A. Herchen und N. van Werveke. Luxemburg, 1882. (Wurde nicht fortgesetzt).

— — Johann, Graf von Luxemburg und König von Böhmen. 2 Bände. Luxemburg, 1865.

Paquet Dr. Jos., Die Geschichte des Luxemburger Landes. Luxemburg, 1856.

Coster, Geschichte der Festung Luxemburg seit ihrer Entstehung bis zum Londoner Traktat von 1867. Luxemburg, 1869.

Liez N., Wilhelm III., König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg; Adolf Wilhelm Friedrich Karl August, Herzog von Nassau, Kronprinz von Luxemburg und ihre Vorfahren. Luxemburg, 1889.

Grövig N., Das Großherzogtum Luxemburg. Land und Volk in seinen jetzigen politischen und socialen Verhältnissen. Illustriert. Luxemburg, 1867.

De la Fontaine, Ed., Luxemburger Sitten und Bräuche. Luxemburg, 1883.

Klein P., Die Sprache der Luxemburger. Luxemburg, 1855.

Gredt N., Die luxemburger Mundart. Abhandlung im Programm des Athenäums von 1871.

Engels Michel, Die Stadt Luxemburg, ein Juwel landschaftlicher Schönheit. Luxemburg, 1883.

Reiners Ad., Clerf und das historische und romantische Ösling. Grevenmacher, 1886.

Die Luxemburger Frage. Abdruck aus der „Trierischen Zeitung.“ Trier, 1871.

Das Luxemburger Land, Organ für Geschichte, Kunst und Litteratur. 1882 (1 Quartal), 1883, 1884, 1885 (1 Quartal), 1886. Luxemburg.

Der Fortschritt. 1870, 1871 und 1872 (1 Quartal). Luxemburg.

Dr. Glæsener, Le Grand-Duché de Luxembourg historique et pittoresque. Diekirch, 1885.

Chevalier L'Evêque de la Basse-Moutûrie, Itinéraire du Luxembourg germanique. Luxembourg, 1844.

G. Rothan, L'affaire du Luxembourg. Paris, 1883.

L. Gélinet, Le Grand-Duché de Luxembourg vis-à-vis de la France et de l'Allemagne. Etude militaire accompagnée de 4 cartes. Paris, 1887.

Gonthier-Grigy, Les vingt-cinq codes de la législation luxembourgeoise. 4. édition. Luxembourg, 1884.

Bögl